

487040

Wald

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

II. JAHRGANG / II. JULIHEFT 1920

BCU Cluj Central University Library Cluj

INHALT:

ST. V. HANNENHEIM DER AUFSTIEG. ROMAN
EMIL NEUGEBORN DIE TRAGIK DES MAGYARENTUMS
KARL BERNHARD DER TRAUERIGE TROUBADOUR
DR. RICHARD CSAKI ENTWICKELUNGSGESETZE DES
 SÄCHSISCHEN VOLKSGEISTES
EGON HAJEK EIWEN
KULTURFRAGEN / KRITIK DES TAGES / LITERATUR
THEATER, MUSIK U. VORTRAGSWESEN / BILDENDE
 KUNST / VEREINE / SCHACHPROBLEME
KUNSTBEILAGE: TRUDE SCHULLERUS: LITHOGRAPHIE
MUSIKBEILAGE: BERTA BOCK: WIEGENLIEDCHEN

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

Ostland / Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Herausgegeben von der Modernen Bächeret, geleitet von Dr. Rich. Csafi.
„Ostland“ erscheint monatlich zweimal und ist zu beziehen durch alle
Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und durch den Verlag W. Krafft,
Hermannstadt. — Preis des Heftes: Dauerbezug 9 K, Einzelverkauf 10 K

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Besuchen Sie die

Permanente Möbelausstellung

□□□□

Etablissement kompl. Wohnungseinrichtungen

C. W. KESSLER

(Inhaber: KARL FERD. KESSLER)

Hermannstadt Schaguna(Mühl)gasse 7

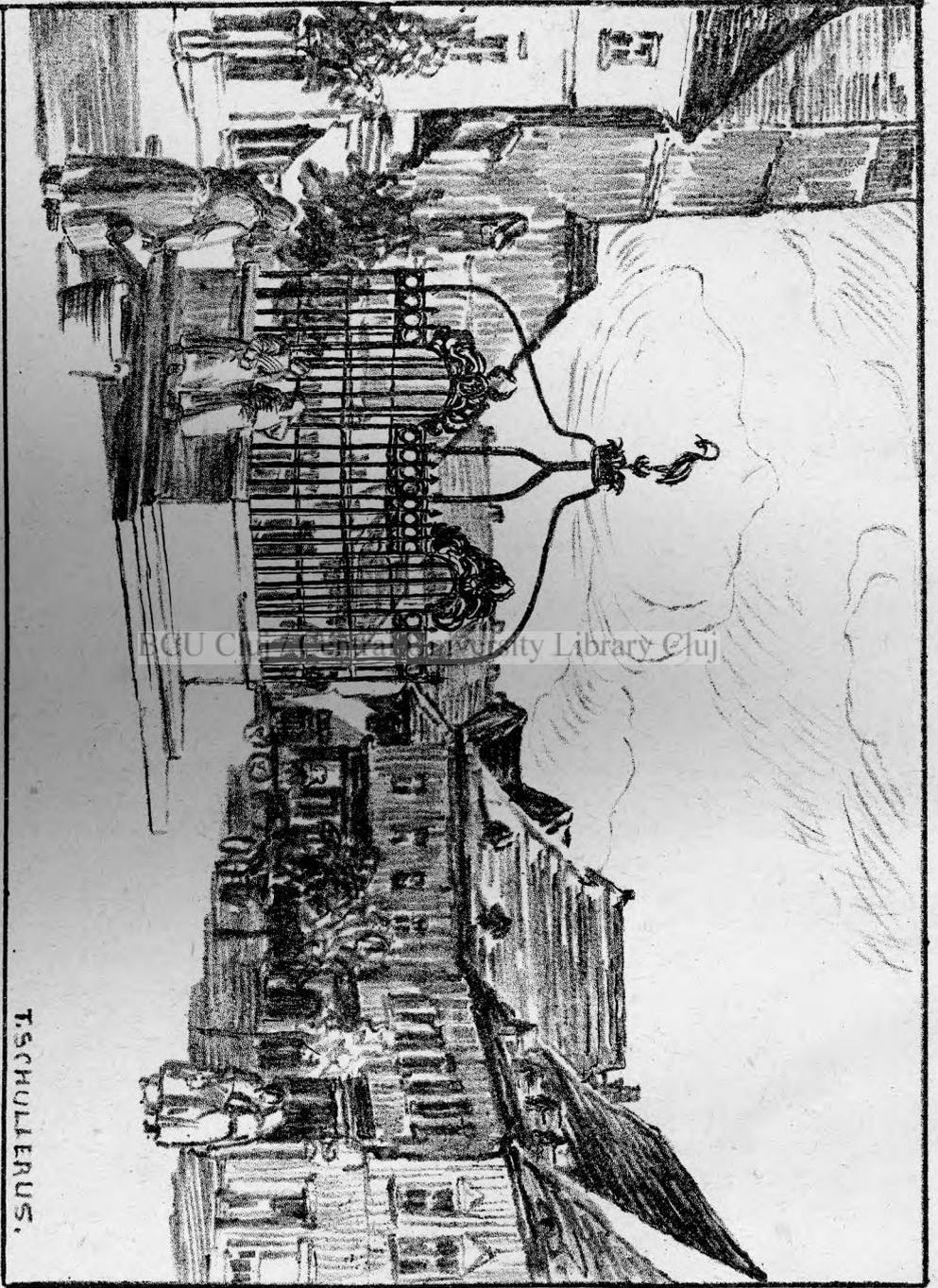
.....

Ausserst billige Preise! ••• Kein Kaufzwang! ••• Solldeste Ausführung!

.....

789 7-12

Kommissionelle Vertretung der Siebenbürgischen Möbelfabriks-Aktiengesellschaft Székely & Réthi



TSCHULLERUS.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. II.

Zweites Juliheft

1920.

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

II. (Fortsetzung.)

Redakteur Runz rief von seinem Schreibtisch aus in den Nebenraum:

— Herr Nieman!

Waldemar Nieman schreckte aus dem Halbschlaf auf und starrte durch seine ungeputzten Gläser nach dem Arbeitszimmer seines Chefs.

— Herr Nieman, rief es noch einmal, bringen Sie mir doch endlich die Morgenblätter.

Der Reporter erhob sich langsam von seinem Stuhle und hielt sich an der Lehne fest, um nicht zu fallen. Er nahm eine Anzahl Zeitungen unter den Arm und ging langsam, mit wankendem Schritt, auf den Redakteur los, wobei ihm einige Exemplare zu Boden fielen.

Runz musterte ihn von oben bis unten.

— Heben Sie die Zeitungen auf, sagte er.

Der Reporter suchte dem Befehle nachzukommen, mit ungeheurer Anstrengung. Doch immer, wenn er eine Zeitung aufgehoben hatte, ließ er eine andere fallen. So hückte er sich fort und fort, stieß in Gefahr selbst zu fallen, raffte sich aber immer wieder auf und fuhr dann in der Auflese der Zeitungen fort, als

Jahrg. II., Zweites Juliheft.

schöpfe er aus einer unerschöpfbaren Quelle Runz sah diesen verzweifeltsten Anstrengungen mehr geärgert wie belustigt zu.

— Ich werde Ihnen behilflich sein, sagte er schließlich. Sonst kommen wir überhaupt nicht zur Arbeit!

Und nachdem er die Zeitungen selbst vom Boden aufgehoben hatte, fragte er:

— Wo haben Sie sich die Nacht über wieder herumgetrieben?

Der Reporter stand nun aufrecht, wie ein Soldat, wenn auch mit schlotternden Knien. Er stammelte:

— Aber, Herr Redakteur! Ich habe Erkundigungen eingezogen, für unser Blatt... Ich habe Stoff gesammelt!...

— Ich weiß... Doch was gibt es Neues, worüber haben Sie sich orientiert?

— Eine große Schlägerei, Herr Redakteur, zwischen einem Soldaten und einem Zivilisten, wegen einer Kellnerin... Der Soldat hat dem Zivilisten das Nasenbein eingeschlagen, mit dem Säbel und der Zivilist hat hierauf dem Soldaten den ganzen Schädel eingeschlagen, mit seinem Stock... Der Soldat liegt im Spital. Er wird nicht mehr lange machen, Herr Redakteur... .

— Streit zwischen Zivil und Militär... Das gibt wieder europäische Verwickelungen... Doch sagen Sie einmal:

was den beiden Menschen gemeinsam war, außer der Kellnerin, ist jedenfalls, daß sie beide betrunken waren, nicht wahr, Herr Nieman? . . .

Der Reporter nickte, der Redakteur fuhr fort:

— Sie haben Ihre Zeit jedenfalls nicht ganz verloren. Aber sagen Sie mir: Kann ein Reporter nicht auch Stoff sammeln, ohne sich zu betrinken?

Der Reporter antwortete nicht, der Redakteur fuhr fort:

— Die Sache ist nämlich ernst, Herr Nieman. Sie haben sich verpflichtet, daß es anders werden wird. Sie haben mir Ihr Wort gegeben.

— Ich weiß, Herr Redakteur. . . Ich bin ein elender Kerl! Aber es soll anders werden, es muß anders werden. . . Herr Redakteur. . . Ich gebe Ihnen mein Wort darauf!

— Sie bringen ja Schande über mich. Und ich behalte Sie doch. Ich behalte Sie, obwohl ich jeden Augenblick andere, bessere Reporter haben kann, von großen Blättern. . . Ich behalte Sie, weil ich die Schwäche habe, meinen Nebenmenschen im Elend beistehen zu müssen, zu meinetwegen eigenen Schaden und Spott. . . weil ich es unnötigerweise zu meiner Aufgabe gemacht habe, Ihnen das Schnaps-trinken abzugewöhnen, aus Ihnen doch noch einen Menschen zu machen!

— Herr Redakteur, es wird besser werden. . . ich gebe Ihnen meine Hand. . .

Nieman streckte seine Rechte aus, eine magere, zitternde Hand und stützte sich mit der linken auf den Tisch des Redakteurs. Runz rückte mit dem Sessel zurück.

— Geben Sie acht, Sie überschlagen sich noch. . . Nun, Herr Kärgel wird einen schönen ersten Eindruck von unserer Stadt bekommen. . .

— Es wird anders werden, ich schwöre Ihnen beim Heiligsten! . . .

— Beim Schnaps, wollen Sie sagen. . .

Der Redakteur erhob sich von seinem Platze.

— Schwören Sie nicht, sagte er gebieterisch. Doch jetzt endlich an die Arbeit! Schreiben Sie eine Notiz über die gestrige besoffene Geschichte, 40—60 Zeilen. Vergessen Sie nicht den Alkoholikern einige Hiebe zu versetzen! Und ein wenig trockenen Humor, bei aller Schärfe!

Der Reporter entfernte sich, mühselig, wie er gekommen war. Runz faltete eine Zeitung auseinander und überflog sie rasch. Dann nahm er eine große Schere in die Hand, machte Ausschnitte aus dem Blatt und brachte Änderungen an.

Von Zeit zu Zeit blickte er unruhig auf die Türe, dann auf die Taschenuhr. Er schüttelte den Kopf.

Georg Kärgel trat gegen neun Uhr in das Redaktionslokal.

— Ich suche Herrn Runz, Redakteur des „Fortschritts“.

Nieman stand vom Tische auf.

— Ich bin nur der Reporter!

Da erschien Runz in der Türe.

— Ah, Herr Kärgel! Bitte, treten Sie ein!

Die beiden, Runz und Kärgel, betrachteten sich, einige Sekunden lang, wie Leute, die sich Jahre hindurch nicht gesehen haben.

Runz blickte zum Koloß empor, den er sich an sein Blatt gerufen hatte, er betrachtete mit Unbehagen dessen übernächtiges Gesicht mit den wilden Augen und den tiefen Falten um die Mundwinkel. Er ließ seine Blicke auf die Kleider des Bohemien heruntergleiten, abgetragene Kleider, die elegant sein wollen! Wie hatte der Mann sich verändert!

Kärgel blickte zu seinem nunmehrigen Chef herab, mit überlegenem Lächeln, die eine Hand in der Hosentasche. Runz

hatte in Haar- und Barttracht, in seinem ganzen Außern etwas Apartes, offenbar, um vom Spießer abzustechen.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens hob Runz an:

— Aber nehmen Sie doch Platz, Herr Rärgel, hier in diesem englischen Fauteuil... Die Räume sind eng, doch wir bekommen bald ein geräumigeres Lokal, den ganzen zweiten Stock eines neuen Hauses.

Der Schriftsteller lächelte. Sie setzten sich. Der Redakteur nahm ein Buch mit gelbem Umschlag in die Hand.

— Er hat mir viel Freude gemacht Ihr „Vampir“, sagte er, indem er freundlich lächelte. Und er fügte hinzu:

— Der „Held“ ist zu krank in seinem Mark, in seinem Blut... nach meinem Geschmack... Doch der Roman hat Leben, viele schöne Stellen echter Lyrik, viel gesunde Kraft... Es steckt der ganze Rärgel darin, wie ich ihn kannte und schätzte, mit allen Fehlern und Schwächen. So war es mir Bedürfnis Ihren „Vampir“ zu loben.

— Er stammt aus einer glücklichen Periode, entgegnete Rärgel, die nun vorüber ist... Im übrigen meinen besten Dank für die sachliche, objektive Kritik in Ihrem Blatt... Ich wäre keinesfalls in die Provinz gekommen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß hier ein Mensch lebt, der mich versteht.

— Sie werden hier jedenfalls die Möglichkeit einer weiteren, ruhigen Entwicklung finden...

Er schwieg plötzlich und blickte auf die Uhr!

— Doch gehen wir an die Arbeit. Es ist leider sehr spät geworden... Und heute gibt es besonders viel zu erledigen, unangenehmes Zeug, das nicht alle Tage wiederkehrt.

Er erhob sich von seinem Platze.

— Ich brauche Sie nicht noch in

das Journalistenhandwerk einzuführen. Sie sind ja in der Redaktion zu Hause, wie ich, Sie sind ein Mann der Feder, wie ich...

Hierauf wies er Rärgel den Schreibtisch zu, auf dem die Schere lag.

Der Schriftsteller hielt eine Zeitlang dieses Werkzeug in der Hand, das unentbehrliche Instrument des Provinzjournalisten. Er steckte nun also in einem bürgerlichen Berufe, in dem er die Schere handhaben sollte. Runz, sein ehemaliger Leidensgefährte in der Großstadt, war sein nunmehriger Chef... in der Provinz. Und er, Georg Rärgel, der freizügige Schriftsteller, der Bohemien mit dem beginnenden Ruhm, er war der Untergebene des Redakteurs Runz.

Er betrachtete unwillig das enge, mit Zeitungen angefüllte Redaktionslokal, das nun sein Leben einschließen sollte. Er warf einen Blick durch das Fenster in den Hof, der von einer Küche abgegrenzt wurde, aus der ein intensiver Geruch von gekochtem Kraut ihm in die Nase drang. Er sagte, ganz plötzlich, scheinbar unvernünftig:

— Herr Redakteur, es ist mir angenehm zu sehen, daß wir uns verstehen... Wir sind auch früher, in Wien, ganz leidlich mit einander ausgekommen. Wir haben sicher auch heute noch Verständnis für unsere Schwächen... Gestern, als ich hier ankam, in diesem Nest, in das Sie mich gerufen haben, da fürchtete ich, es könnte etwas Böses geben, zwischen Ihnen und mir... Heute, wo wir uns gesprochen haben, bin ich zur Einsicht gekommen: wir können auch in Frieden auseinander gehen.

— Ich verstehe nicht!

— Wir müssen uns trennen, entgegnete Rärgel mit ruhiger Entschiedenheit. Ich bin bloß in die Redaktion gekommen, um zu sagen, daß ich wieder gehe...

— Aber Sie haben doch definitiv zugesagt, Herr Kärgel.

— Es ist mir unmöglich zu bleiben, ich gehe zu Grunde, in der Provinz!

Es trat eine Pause ein.

— Der Mann ist nicht für mein Blatt, dachte Kunz. Ich hätte das wissen sollen. Gut, daß er geht...

Kärgel schien nachzudenken. Nach einer Pause fuhr er fort:

— Ich kann nur unter gewissen Bedingungen bleiben!

— Bedingungen! rief Kunz aus. Aber, ich habe Ihre Bedingungen doch schon erfüllt... Ich habe Ihnen die Reise hieher bezahlt! Ich habe Ihnen einen Vorschuß gegeben, was hier sonst nicht Sitte ist... Außerdem beziehen Sie einen viel größeren Gehalt, wie Ihr Vorgänger, oder vielmehr: Sie würden ihn beziehen... Aber welches sind Ihre Bedingungen?

— Vor allem brauche ich einen Vorschuß, erklärte Kärgel bestimmt.

— Einen Vorschuß! sagte Kunz. Aber Sie haben ihn doch schon erhalten!

— Ich muß mich neu kleiden, ich muß die Wohnung, die Sie mir ausuchten, neu einrichten, nach meinem Geschmack... Mit dem Gehalt, den ich hier beziehe, oder vielmehr beziehen würde, geht das nicht! Damit bezahle ich nicht einmal das Trinkgeld im Kaffeehaus, in der Provinz!...

— In der Provinz? fragte Kunz.

— Ich wiederhole ausdrücklich: in der Provinz!

— Ich kann mir schließlich denken, was Sie sagen wollen... Sie haben übrigens in Wien nicht auf so kolossalem Fuß gelebt! Sie haben Champagner getrunken, mit Schauspielerinnen, ich weiß, ich weiß... Aber nicht jeden Abend, Herr Kärgel!

— Ich habe Hunger gelitten, wenn es nicht für Champagnergelage reichte,

Sie haben recht!... Ich leugne es nicht, ich bin stolz darauf!

Georg Kärgel fuhr begeistert fort:

— Aber ich hungerte in meinem Kreis, in meiner Welt... Ich leide gern Hunger, wenn es sein muß, für meine Idee, für meine Kunst... in der Großstadt... Ich laufe in Lumpen herum, wenn das Geld ganz ausgegangen ist, ich schaufle Schnee, ich verdinge mich als Straßenlehrer, ich schlafe auf den Bänken der Parks, oder unter den Brücken des Kanals, in der Großstadt!... Und ich fühle mich wie ein Gott dabei... In der Provinz dagegen, mitten unter Spießern, die mich begaffen, die mich am Ende gar für Ihresgleichen halten, da sieht die Sache anders aus. In der Provinz, mitten unter Spießern, brauche ich elegante Kravatten, neue Kleider, eine große Wohnung, um das Gefühl zu bannen, selbst ein Spießer zu sein.

Kärgel schwieg. Kunz hob nach einer Weile wieder an:

— Ich kann bloß wiederholen, was ich schon sagte: ich habe volles Verständnis für Ihre Person, Ihr Talent, Ihre Kunst, den „Vampir“... Die Stunden, die wir zusammen verbracht haben, gehören zum Lebendigsten in meinem Leben... Deshalb würde ich gerne für Sie tun, was in meinen Kräften steht. Ich habe Sie in die Provinz gerufen, weil ich glaubte, Ihnen und Ihrem Talent damit einen Dienst zu erweisen... Ich habe sogar Verständnis für Ihre Ansprüche, so hoch sie seien. Ich teile Ihre Begeisterung für die Kunst, Ihren Haß gegen die Spießer. Ich habe meinen Mitarbeiter weggeschickt, nachdem Sie mir definitiv zugesagt hatten... Doch ich sehe, nach unserer Aussprache vollkommen ein, daß es Ihnen unmöglich ist zu bleiben. Denn ich bin außer Stande auf weitere Bedingungen einzugehen.

Er erwartete hierauf mit Ungeduld,

daß Kärgel sich entfernen werde. Doch der Schriftsteller blieb, wobei er fortwährend beteuerte, daß es ihm unmöglich sei zu bleiben.

Schließlich erhob sich Runz.

— Sie entschuldigen, Herr Kärgel, wenn ich endlich an die Arbeit gehe, doch ich habe für zwei zu tun, für Sie, sowie für mich. Ich möchte Ihnen aber einen Vorschlag machen. Mein Freund, Maler Willi, veranstaltet morgen ein kleines Fest auf dem Lande, in seinem Atelier. Nun glaube ich, Sie würden einen besseren Eindruck nach Wien mitnehmen, wenn Sie da mittun würden. Es findet sich dort die beste Gesellschaft, die es hier nun einmal gibt.

— Ich kann ja schließlich bis morgen bleiben, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen tue, Herr Redakteur.

III.

Mehrere junge Damen warteten auf dem Bahnsteig in Gesellschaft ihrer Verehrer und unter dem Schutze der Mütter die Ankunft des Zuges ab. In einiger Entfernung von ihnen standen Runz und Kärgel, als gehörten sie gar nicht zur Gesellschaft.

Der Schriftsteller betrachtete die Reisenden, die auftauchten und verschwanden, die Bediensteten, die von Koffern beschwert, auf- und niederhüschten. Ein Mädchen von ungefähr 20 Jahren erschien unter der Menge; ihr weißes Kleid hob sich kraß von der schmutzigen Mauer des Gebäudes und den verschwommenen Gestalten ab. Sie trat auf die Gruppe zu, mit sicherem rhythmischem Schritt.

— Wer ist die Dame? fragte der Schriftsteller interessiert den Redakteur.

— Das ist Fräulein Maud Winkler, eine angehende Künstlerin. Sie hält sich übrigens selbst schon jetzt dafür.

Nachdem Maud die Bekannten begrüßt hatte, trat Runz auf sie zu.

— Hier, Fräulein Maud, stelle ich Ihnen meinen Freund, Schriftsteller Georg Kärgel vor.

Sie entgegnete mit leichtem Lächeln:

— Ich habe schon viel von Ihnen sprechen gehört.

Er betrachtete Maud prüfend, mit jenem Blick, der die Seele eines Menschen durchdringen möchte, der Unsichtbares erfassen will.

Maud trug den Hut stark in den Kopf gedrückt, so daß er das eine Auge fast ganz verdeckte, das andere beschattete und wie verschleiert erscheinen ließ. Doch Kärgel vermutete gerade hinter dem Unbestimmten, dem „Geheimnisvollen“, das Maud umgab, eine stark ausgeprägte, geschlossene Persönlichkeit.

Der Zug fuhr bald darauf in den Bahnhof ein; alle eilten auf die Wagen zu. Da Maud nach einem Abteil suchte, sagte Kärgel:

— Hier, Fräulein Maud.

Und er half ihr die hochgelegenen Stufen hinauf.

— Aber wir sind ja hier ganz allein, rief sie aus. Das ist doch ausgeschlossen.

Der Zug setzte sich indessen in Bewegung. Maud sagte schon nach kurzer Zeit, in ruhigem überlegenem Plauderton, als spreche sie in einem Salon:

— Was schadet es schließlich: ich kehre ja doch über kurz oder lang all diesen Leuten den Rücken.

— Sie wollen zum Theater? fragte er.

— Sobald als möglich, lautete die Antwort.

— Sie haben recht. Und je schneller Sie von hier fortkommen, desto besser. Sie fragte, scheinbar interessiert:

— Warum sind Sie denn eigentlich hierher gekommen, Herr Kärgel?

Er antwortete mit Lebendigkeit:

— Das ist schwer zu sagen. Ich befand mich in momentaner Geldverlegenheit; ich war deprimiert und zweifelte

an meiner Kunst. Ich brauchte einen Vorstoß.

Und er erzählte in sich steigendem Tone über sein Leben: er hatte Hunger gelitten, die Straßen gefehrt, in Ballschuhen ohne Sohlen getanzt. Er sprach ähnlich wie er schon vor Kunz gesprochen hatte, doch nicht mehr als Märtyrer des Schicksals, sondern als dessen Herr. Er empfand, indem er vor Maud Einzelheiten über eine Vergangenheit voll von „Elend“ und „Unglück“ gab, ein Gefühl der Ruhe, des Glücks, das er bisher noch nie empfunden hatte.

Als er eine Pause machte, fiel Maud ein:

— Ich stehe eigentlich ebenfalls vor dem „Nichts“, wie Sie damals in Wien vor dem „Nichts“ gestanden sind. Ich arbeite zwar tüchtig darauf los, ich übe täglich stundenlang vor dem Spiegel... Doch ich habe noch keinen Menschen gefunden, der mir von hier heraushilft, der für mich bei den Theaterdirektoren spricht, der mich lanciert, der alles zum Klappen bringt, der...

Rärgel fiel ihr ins Wort:

— Sie wollen sagen: einen Protektor, einen Mäzen...

Und er schüttelte sich vor Lachen.

— Warum lachen Sie?

— Ich dachte an Kunz. Der Mann hat nämlich mich protegieren wollen.

Er fuhr fort, im Tone des Menschen, der sich selbst vor eine große Aufgabe stellt:

— Ich mache Ihnen alles. Seien Sie unbesorgt. Ich verschaffe Ihnen, sobald Sie in Wien sind, sofort ein Engagement. Und wenn Sie nicht gleich an einer ersten Bühne ankommen können, erwirke ich Ihnen eine Stelle bei einer Redaktion, letzteres nur vorübergehend...

Sie lächelte, indem sie die Augenbrauen in die Höhe zog.

— Wenn es Ihnen recht ist, sagte er weiter, nehme ich Sie schon heute mit.

Sie lachte.

— O, mit mir geht das nicht in einem Augenblick.

— Schließlich, fügte er hinzu, wäre ich sicherlich nicht in die Provinz gekommen, trotz alledem. Aber ich habe ein Kind, für das ich verdienen muß.

Sie rief aus, sichtlich interessiert:

— Ein Kind, das finde ich nett... Ich wußte gar nicht, daß Sie verheiratet sind.

— Ich bin nicht verheiratet, erklärte er. Aber ich habe ein Kind, das ich erhalten muß.

Sie entgegnete naiv, ohne sich darüber klar zu sein, was sie eigentlich sagte:

— Ich wünsche mir gleichfalls ein Kind. Ich habe Kinder rasend gern. Und ich glaube, daß es mich fördern würde, in meiner Kunst.

— Glauben Sie das nicht. Ein Kind fördert Sie noch weniger wie... ein Mäzen... Im übrigen ist mein Junge ein entzückender kleiner Teufel! Das ist meine Kasse, der ganze Kargel, sag ich Ihnen. Doch Sie werden ja sehn...

Er betrachtete ununterbrochen Maud, wie sein Eigentum, das ihm zugefallen war. Wird sie nicht bald seinem Kreis, seiner Welt angehören? Von Zeit zu Zeit hatte er sogar die Illusion, als fahre er jetzt schon mit Maud nach Wien. Er sprach mit Begeisterung von dem neuen Leben, das er beginnen wird und er dachte dabei unwillkürlich, daß auch Maud daran teilnehmen muß, sie und sein Kind.

Der Zug fuhr an Ackerfeldern vorbei, auf denen mit Ochsen bespannte Pflüge Furchen zogen. Von Zeit zu Zeit ragte zwischen zwei Ahrenfeldern ein Baum aus schmalen, hellen Streifen empor. Krähen mit scheckigem Rumpf und schwarzen Köpfen ließen sich schwerfällig auf dünnen Zweigen nieder, die sich unter der Last der plumpen Vögel bogen. Beim Nahen des Zuges erhoben sich die Tiere, schlugten

die Luft mit ihren schweren Flügeln und flogen lärmend bis zum nächsten Baum.

Kärgel sprach unaufhaltsam von Wien. Seine Projekte nahmen beim Rollen des Wagens festere Formen an, als näherte er sich der Großstadt, wo es gleich zu handeln galt. Maud machte von Zeit zu Zeit eine Bemerkung, dann sah sie wieder zum Fenster hinaus. Woran mochte sie denken, indem ihre Augen, vom großen Hut verdeckt, wie geschützt, träumend in die Ferne blickten?

Auch sie wuchs in Kärgels Vorstellung. Dabei erschien ihm ihr Lächeln bald banal wie das eines Backfisches, bald rätselhaft wie das der Sphinx.

Ein Kirchturm blühte in der Ferne, am Fuße eines Berges. Um die Kirche leuchteten weiße Flecken im Grünen. Vor den Häuschen des Dorfes dehnten sich die Felder der Bewohner aus. Und aus den Feldern ragten die Hemden der Bauern, die zur Erde gebückt, dem Boden die Nahrung abzurufen suchten. Sie schienen unbeweglich, wie verwachsen mit der Scholle, die sie ernährte.

Der Zug hielt an mit einem Ruck. Maud erhob sich.

— Wir sind am Ziele, sagte sie.

Der Schriftsteller blieb sitzen, wie gelähmt. Er konnte Maud nicht gleich verstehen. An welchem Ziele? Er hatte als Reiseziel noch immer Wien vor Augen. Ein kleiner Dorfbahnhof war langsam herangerückt und hatte vor Kärgels Wagenabteil Halt gemacht. Maud war verschwunden. Die Stimme des Redakteurs ließ sich von draußen vernehmen:

— Herr Kärgel, wo bleiben Sie?

Die Gäste betraten den weiten Raum des Ateliers. In der Mitte arbeitete ein junger Mann, gegenüber einer Staffelei — wie ein Mensch, der keinen Augenblick verkümmern darf, selbst vor einem Abschiedsfeft.

— Wir stören doch nicht! rief man ihm zu.

Der Maler stieg vom hohen Stuhl herab, auf dem er gefessen hatte. Er legte Pinsel und Palette weg, doch er bat um Erlaubnis seinen „Malerhut“ aufbehalten zu dürfen. Es war als ob er geblendet werde von dem Lichte all der Bilder, die er selbst geschaffen hatte.

Kunz stellte vor:

— Schriftsteller Georg Kärgel, der Verfasser des „Vampyr“. Ein robustes Talent, das uns noch Überraschungen bereiten wird.

Maler „Willi“ schüttelte dem Schriftsteller kräftig die Hand, mit jenem Händedruck, der verbinden will.

Man setzte sich an einen langen Tisch, der wie bei einer Holländer Kirmeß unter den Weinkrügen und den Fleischschüsseln fast verschwand. Während man aß, wurden noch Schüsseln aufgetragen.

Die Nachmittagssonne der ersten Frühlingstage schien durch die großen Fenster auf die Gäste an der Tafel, die Statuetten auf den Kästen; sie stimmerte auf den Vasen und den Bildern in vielfachen Reflexen.

Man bewunderte das Atelier.

— Es ladet jedenfalls zum längeren Verweilen ein, sagte der Redakteur.

Dabei warf er einen Blick auf die Koffer, die in der einen Ecke des Ateliers ihres Abtransportes harrten.

— Doch mich, entgegnete der Maler, treibt es in die Ferne.

Kunz fiel ein:

— Vielleicht halten dich die Bilder noch für einige Zeit... wenn du von ihnen sprichst.

Der Maler begann darauf zu sprechen. Er hielt es offenbar für die Pflicht des Gastgebers nach den Speisen und Getränken auch seine Bilder und sich selber zum Abschied darzubieten. Die Kopien, die Akte, die Landschaften, die

Porträts schienen neu zu entstehen, indem er sprach.

— Dieß ist eine Kopie der „Entführung“ von Rubens, hub er an. Hier, meine Damen können sie eine ganze Serie von Altten sehen. Doch treten Sie näher, meine Damen.

Die Damen wichen indessen mit den Blicken den genannten Bildern aus. Warum sind die „Frauenzimmer“ alle unbekleidet? fragte man sich befremdet.

Der Maler fuhr mit der Lebendigkeit des Menschen zu sprechen fort, der sich vollkommen zu Hause fühlt.

— Betrachten Sie die Lichtreflexe auf der Haut...

Und er zog den Hut noch tiefer ins Gesicht.

Rärgel biß wütend auf die Zigarre, im breiten Lehnstuhl, in dem er sich vor einer Flasche Wein niedergelassen hatte.

Was ihn in Zorn brachte, war, daß Maud in einer Ecke des Ateliers neben zwei jungen Herrchen saß — „Provinzverführern“ — gegenüber dem stattlichen Verföhler von Meister Rubens. Ihre Stimme, kam dem Schriftsteller vor, hatte einen anderen Klang, als vorhin im Wagenabteil, wo sie allein mit ihm gesprochen hatte. Ihr Lächeln erschien ihm leer; die Bemerkungen, die sie über die Bilder machte, fand Rärgel ebenso „null“, wie die der „Provinzverführer“, die der „Gevatterinnen“ und deren „Brut“... Jedenfalls verstand sich Maud mit all den jungen Leuten; sie fühlte sich wohl in diesem Kreis, aus dem sie sich herausgesehnt hatte, noch vorhin, im Coupé... Dabei nahmen sich die jungen Herrchen kleine Frechheiten heraus, als gehöre Maud schon zum Theater... Und doch fielen auf ihn die stechenden Blicke der Mütter. Man erachtete offenbar seine Person für ebenso anstößig, für ebenso „unmoralisch“ wie die Alte an der Wand. War es im Grunde ge-

nommen nicht Furcht vor dem nackten Leben, Furcht vor dem, was gesunder, starker Trieb im Menschen ist, war es nicht die Furcht vor der Wahrheit, die all diese Leute von ihm, wie von einer Eisesatmosphäre, fernhielt? Denn das nackte Leben, die gesunden, starken Triebe, die Wahrheit, er hatte das alles, glaubte er, auf dem Papiere festgehalten, wie der Maler auf der Leinwand. Maler Willi dagegen bewirtete, inmitten „unmoralischer“ Bilder, die gute Gesellschaft. Und nur auf ihn, Georg Rärgel, hefteten sich die Geieraugen, um alle seine Gesten zu verfolgen, so zugeknöpft er war. Der Schriftsteller empfand indessen bei allem Groll gegen die Kleinstadtgesellschaft ein Gefühl der Genugtuung, des Stolzes, bei dem Gedanken: Gibt es für echte Künstlernaturen ein schöneres Lob, eine höhere Anerkennung seines Werkes als die Verständnislosigkeit, den Neid, die Entrüstung der Spießer!... Und Maud wird jedenfalls die letzte Enttäuschung für ihn sein, in der Provinz!

— Maud! Maud! riefen mehrere Stimmen. Maud muß deklamieren!

— Ich bin sofort zu Ende, fiel der Maler ein.

Er zeigte seine Landschaften. Er verglich sie mit der großen Landschaft vor seinen Fenstern als hätte er auch die Natur mit dem Pinsel festgehalten.

— Und schließlich noch meine Selbstporträts, fuhr er fort. Das dort auf dem Podium ist das Vollendeteste, das ich je geschaffen habe. Doch treten Sie näher, meine Damen, fügte er hinzu, indem er ein Tuch von dem Bilde zog.

Die Damen wichen indessen einen Schritt zurück. Auf einer Erhöhung, in der Mitte des Raumes, vom Licht umflossen, stand der Maler selber, in Lebensgröße — als Alt.

— Ich bin zu Ende, meine Damen, sagte er, indem er Selbstporträt und

Staffelei vom Podium entfernte. Ich steige von meinem Piedestal herab und überlasse den Platz Fräulein Maud und der „leichtgeschürzten“ Muse...

Maud stieg unter dem Applaus der Anwesenden auf das Podium hinauf. Indem sie deklamierte, nahmen ihre Augen ein intensives Leuchten an; es war das Leuchten des Menschen, den ein einziger Gedanke beherrscht und gleichsam innerlich durchglüht. Rärgel suchte ihren Blicken zu begegnen. Maud richtete sie auf die Bilder, als ob sie zu dieser Sprache, streifte flüchtig das Publikum und ließ sie dann an Rärgel vorbeigleiten, wie an einem Gegenstand, der keinerlei Aufmerksamkeit verdient. Die Blicke wandten sich zum Fenster hinaus und bohrten sich schließlich auf die rote, ungeheuerere Feuerugel der Sonne, die am Horizonte langsam hinter den Bergen versank.

Als die Gesellschaft sich zum Aufbruch bereit machte, führte sie der Maler in einen turmartigen Erker; er mußte noch einige Fresken zeigen, die unbestimmt, phantastisch im Halbdunkel leuchteten.

Maud, die etwas zurückgeblieben war, um eine Figur aus der Nähe zu betrachten, sah sich plötzlich mit Rärgel allein. Der Schriftsteller trat auf sie zu.

— Maud, rief er aus, ich verstehe Sie nicht mehr!

— Wir müssen gehn, sagte sie, indem sie sich umwandte. Alles ist schon fort.

Doch er blieb auf seinem Platz, wie festgebannt.

— Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Maud. Ich fahre in einigen Stunden fort von hier. Sie wissen es ja. Und ich habe Ihnen noch soviel zu sagen...

— Das ist unmöglich, fiel sie ein.

— Es muß möglich sein, fuhr er in gesteigertem Tone fort. Es ist mir unverständlich, daß Sie plötzlich ganz anders zu mir sind, wie vorhin. Es ist eine Halbheit, daß Sie Gefallen an all den Gecken finden. Sie haben sich doch meinem Schutze anvertraut...

— Man wartet auf mich, verstehen Sie nicht? Lassen Sie mich gehn.

Er hatte ihr den Weg versperrt.

— Sie haben mich vorhin, im Coupé, so ruhig gemacht, sagte er. Sie haben mir eine wunschlos glückliche Stunde geschenkt, fuhr er fort, indem er am ganzen Körper zitterte.

Sie wollte sich einen Weg bahnen, zum Erker hinaus, da faßte er sie blitzschnell um die Hüfte und preßte seine Lippen auf die ihren. Doch er prallte mit einem Laut des Schmerzes zurück, ohne daß er wußte was eigentlich mit ihm geschehen sei. Maud war verschwunden.

Der Mond beschien die Fresken, durch die geöffneten Fenster, vor denen Fledermäuse flatterten.

Runz trat vor Rärgel hin.

— Ich suche Sie überall. Was treiben Sie da?

Rärgels Stimme vibrierte, als er sagte:

— Ich genieße den milden Schein des Mondes, er tut mir wohl.

(Fortsetzung folgt.)

Nacht

Nun der Tag entschwindet,
wird der Himmel blasser,
und sein Licht erblindet.
Alle leisen Wasser,
die zur Erde sprangen,

klingen heller nieder,
da das letzte Bängen,
das der Tag gebracht,
wieder
längst verklungen in die Nacht. —

— Heinrich Zille

Die Tragik des Magyarentums¹⁾

Von Emil Neugeboren

In den Vaterlandsliedern der Magyaren kehrt die Klage über die Verfolgungen durch das Schicksal typisch wieder. Im „Szózat“ steht neben der Hoffnung auf ein besseres Zeitalter auch die bange Ahnung des dereinstigen Unterganges, der von der ganzen Menschheit beklagt werden würde. Die düstere Prophezeiung ist rascher in Erfüllung gegangen, als jemand geglaubt hätte. Heute ist Ungarn zerstückelt und auch der Teil des Magyarentums, der nicht unter die Herrschaft anderer, bisher von ihm beherrschter Völker kommt, wird kaum in der Lage sein, ein eigenes staatliches Dasein zu führen. Ohne Kohle, ohne Eisen, ohne Holz und ohne Salz wird der verstümmelte Rest des ehemaligen Ungarn nur jenen Indianerterritorien vergleichbar sein, die inmitten der Staaten der amerikanischen Union künstlich aufrechterhalten werden.

Solcher Untergang hat seine, tief in die Geschichte zurückreichende Ursachen. Man kann immerhin auch von einer „tragischen Schuld“ sprechen. Man ist übereingekommen, sie darin zu sehen, daß die Magyaren, die — wenn ihre amtliche Statistik richtig war — eine knappe Mehrheit der Bevölkerung von Ungarn bildeten, durch eine gewalttätige Nationalitätenpolitik die andersnationalen Mitbewohner ihres Landes niedergehalten und in ihnen einen Freiheitsdrang erweckt haben, der in dem Augenblick zur Explosion gelangte, als die Er-

schütterung von außen die zusammenhaltenden Bänder sprengte. Geschichtliches Denken kann bei dieser nächsten Erklärung nicht stehen bleiben und sich mit einer rein moralischen Begründung eines geschichtlichen Vorganges nicht begnügen. Auch Fehlgriffe und Sünden der Völker haben ihre tieferen Ursachen. Es war nicht Übermut oder Bosheit, die die Magyaren veranlaßte, zugunsten ihres eigenen Volkstums dasjenige ihrer Mitbürger zurückzudrängen und eine harte Minderheits Herrschaft zu errichten. Sie folgten ohne Zweifel einem Zwang; es war die Notwendigkeit der Selbsterhaltung. Der Nationalitätenstaat, den man ihnen wohlwollend anriet, hätte ihr Volkstum in eine ungünstige Lage versetzt, weil er große Teile davon unter die Vormäßigkeit anderer Völker gebracht hätte; man kann es begreifen, daß sie freiwillig nicht darauf verzichten wollten, auf ihrem ganzen Siedlungsgebiet die Führung zu behalten. Sie mußten unter der Herrschaft der volksimperialistischen Auffassungen — hat diese Herrschaft etwa heute schon aufgehört? — den „Nationalstaat“ anstreben, der ihnen zunächst nur die Führung, in weiterer Folge aber auch die Vorbedingungen dazu gab, die immer weitergehende Um- und Einschmelzung der Nichtmagyaren zu vollziehen. Dies Ziel ist nicht erreicht worden; die angewendeten Mittel haben vielmehr das Magyarentum weit davon abgeführt und sind schließlich eine der Ursachen davon geworden, daß der ungarische Staat zusammenbrach. Ob es nicht auch bei einer anderen Nationalitätenpolitik ebenso gekommen wäre — diese Frage wage ich weder zu bejahen, noch zu verneinen. Es bleibt dem subjektiven

¹⁾ Der Hauptteil des obigen Aufsatzes ist im Jahre 1909 geschrieben worden und war, selbstverständlich mit anderer Einleitung, anknüpfend an damalige politische Ereignisse, für eine Wiener Zeitschrift bestimmt, blieb jedoch infolge zufälliger Umstände unveröffentlicht.

Der Verfasser.

Belieben anheimgestellt, ob und wie man sie beantworten will. Fruchtbarer scheint es mir zu sein, nach den Ursachen zu forschen, die das politische Verhalten des Magyarentums bestimmt haben. Ob unter den auf diesem Weg gefundenen Voraussetzungen ein Einhalten und eine Umkehr möglich gewesen wäre, die den Zusammenbruch aufgehalten oder gemildert hätte, darüber zu philosophieren, sehe ich nicht als meine Aufgabe an.

Ich suche also nur Antwort auf die Frage, warum die Magyaren nach dem landläufigen Ausdruck — eine Magyarisierungspolitik betrieben haben? Die Gesamtheit der mit diesem Ausdruck bezeichneten Erscheinungen glaube ich — das Endergebnis meiner Darstellung vorwegnehmend — erklären und ableiten zu können aus einem Gefühl der inneren Schwäche des magyarischen Volkes. Wir hatten es einfach mit einer nervösen Reizbarkeit zu tun, die einer organischen Unzulänglichkeit entsprang und sich steigerte, je mehr die letztere ins Bewußtsein fiel und je dringender zugleich das Bestreben wurde, sich selbst darüber hinwegzutäuschen. Hätte das Magyarentum wirklich jene Kraft in seinen Adern gefühlt, an die es sich selbst und andere glauben machen wollte, so hätte es nach außen — gegenüber Österreich, und nach innen, gegenüber seinen andersnationalen Mitbürgern — eine ungleich ruhigere, festere, besonnenere und darum auch wirksamere Haltung bewahren können, als sie ihm tatsächlich eigen gewesen ist.

Ich glaube von einer organischen Schwäche sprechen zu dürfen, denn ich vermeine ihre Spuren bis weit zurück in der ungarischen Geschichte verfolgen zu können. Es ist das tragische Verhängnis des magyarischen Volkes, daß es vom ersten Augenblick seiner Euro-

päisierung an unter der Wirkung dieser Unzulänglichkeit stand. Es fehlen die Anhaltspunkte dazu, um feststellen zu können, ob diese Unzulänglichkeit auch schon aus der voreuropäischen Vergangenheit des Volkes mitgebracht worden ist, ob sie also gewissermaßen angeboren und als ein Mangel an innerer Kulturfähigkeit anzusehen ist. Es spricht jedenfalls viel mehr dagegen als dafür. Denn die Magyaren waren unter den vielen, zum Teil stammverwandten Völkern, die in den langen Jahrhunderten der Völkerwanderungsperiode über die Donau-Schweiß-Ebene gezogen sind, das erste und einzige, das dort festen Fuß zu fassen und ein Staatswesen zu gründen vermochten. Die verhältnismäßig rasche Anpassung an die europäische Kultur scheint zu beweisen, daß die Magyaren eine ausgezeichnete Anlage dazu mitgebracht haben. Ihre Unzulänglichkeit kann viel eher nur auf den Umstand zurückgeführt werden, daß sie sich in dem Augenblick der Besitzergreifung Ungarns eine größere Aufgabe gestellt hatten, als sie bei ihrer geringen Volkszahl durchführen konnten. Ungarn bildete so sehr eine geographische Einheit, daß sein Gebiet unbedingt auch die staatliche Einheit forderte. Hätten die Magyaren sich damit begnügen können, die ihrem Volkscharakter allein vollständig zusagende Tiefebene zwischen Schweiß und Donau und im Landesteil „jenseits der Donau“ (Dunántúl) zu besetzen, wären sie nicht mit zwingender Notwendigkeit darauf angewiesen gewesen, ihr Gebiet bis an die natürlichen Grenzwälle der Karpathen im Norden, Osten und Süden auszudehnen, so hätten sie ein zwar kleineres, aber ihrer Ausdehnungsfähigkeit vollständig genügendes Staatswesen errichten können, das sie mit ihrer Kultur vollkommen durchdrungen hätten. So aber reichte ihre Zahl nicht aus, um das ihnen sich

mühe los darbietende Land auszufüllen und in vollen Besitz zu nehmen. Von dem Augenblick an, wo sie ernstlich hieran gingen, bedurften sie der Deutschen, nicht nur als Lehrmeister der Kultur, sondern auch als deren hauptsächliches Arbeitermaterial, zugleich aber waren die Deutschen auch schon durch ihr Vorhandensein geeignet, die großen Lücken in der Besetzung und Besiedelung des Landes teilweise auszufüllen, die das Magyarentum insbesondere im nicht-ebenen Teil seines Landes freilassen mußte. Das weitere Füllmaterial bestand aus den Völkerbruchstücken, die teils bei der sog. „Landnahme“ durch die Magyaren schon da waren, teils später unvermerkt eingesickert sind. So bestand denn von den ersten Jahrhunderten an die Bevölkerung Ungarns aus heterogenen Elementen, die zu einem zwar verhältnismäßig großen Teil, aber noch lange nicht in genügendem Grad miteinander verschmolzen, um eine nationale und kulturelle Einheit zu bilden. Das bekannte Bild des mittelalterlichen, um nicht sogar zu sagen, des vormärzlichen, Ungarn ist das, daß das Magyarentum in seinem überwiegenden Teil die adlige Herrenkaste bildet, während die Deutschen fast ausschließlich das Bürgertum darstellen und die große Masse der Nichtmagyaren nebst einem Teil der Magyaren die breite bäuerliche Schicht ist. Es war nicht eine Differenzierung eines einheitlichen Volkes aus dessen Kern heraus, sondern die äußerlich zusammengehaltene, erst in neuerer Zeit den Prozeß einer inneren Verschmelzung teilweise beginnende Aneinanderleimung national verschiedener Elemente mit verschiedenen Funktionen. Die Folge davon war eine einseitige Entwicklung der miteinander verbundenen Nationen, vor allem der magyarischen. Aus dem Reitervolk wurde ein Herrenvolk, das seine Anlagen nur

nach der Seite des Herrschens und Regierens entwickelte und die schaffende Arbeit höheren und niedrigeren Grades den andernationalen Landesgenossen überließ. An dieser Einseitigkeit, an dem Übermaß der Politik in dieser Adelsrepublik mit einem Schattenkönig an der Spitze ist das alte selbständige Ungarn zugrunde gegangen. Die sinnlosen Parteikämpfe zwischen Hoch- und Kleinadel, während der Türke vor den Toren steht, sind bekannt und äußerst charakteristisch. Die Politik mit ihren Kämpfen und Intriguen ist zum Selbstzweck geworden, ihre Erregungen zum süßen Gift, ohne das die Adelskaste nicht leben kann, das aber die Fähigkeit der positiv schaffenden Arbeit betäubt und abstumpft. Und so sehr sind die durch keinerlei große Gesichtspunkte getrennten Parteien in ihr Spiel vertieft und verbohrt, daß sie auch die Todesgefahr des Vaterlandes nicht daraus ausschreckt. Nach Mohács und nach der Besitzergreifung eines Teiles von Ungarn durch den Habsburger Ferdinand bekommt das Parteitreiben erst wirklichen Gegenstand, die Befreiung des Vaterlandes, und die Geister scheiden sich darnach, was für wichtiger gehalten wird, die Befreiung vom Habsburger oder vom Sultan. Sachlich genommen war unstrittig das weit größere Übel die Türkenherrschaft, die ganze Landstriche entvölkerte und alles zerstörte, was sie an Kultur vorfand. Ohne den Wert so manchen Heldenkampfes gegen die Türken herabsetzen zu wollen, muß aber festgestellt werden, daß sich der stärkere Teil des nationalen Widerstandes doch gegen die Österreicher gerichtet hat, jedenfalls der volkstümlichere. Als dann die Türken durch Karl von Lothringen und den Prinzen Eugen aus dem Lande geworfen worden waren, da konnte sich der nationale Instinkt ungebrochen gegen die österreichische Herrschaft wenden, die allerdings

ihr Möglichstes tat, um die Kräfte des Widerstandes aufzureizen. Es war der nationale Instinkt, der dem Magyarentum eingab, sich gegen das kulturell überlegene deutsche Element zu wehren. Nicht der äußere Druck des Fremdtums oder wenigstens nicht dieser für sich allein hat die heftige Gegenwirkung der magyarischen Volksseele hervorgerufen, sondern der Umstand, daß der Druck von einem Staat ausging, der durch die deutsche Kultur, auf deren Grundlage er ruhte, an sich schon eine ungeheurere Gefahr für das Magyarentum bedeutete. Daß sich diese Kultur mit den Mitteln politischer Macht in Ungarn durchsetzen wollte, war noch ein Glück für das Magyarentum, denn dadurch wurde der Kampf auf ein Gebiet verlegt, auf dem es zu Hause war, auf das politische. Im reinen Kulturkampf wäre es erlegen, um so mehr, als seine eigene Kultur teils von den Deutschen im Lande gemacht, teils von deutschen Bildungselementen von alters her durchsetzt war. Als die kluge Politik der Kaiserin Maria Theresia dem politischen Widerstand den Boden entzog, da war das magyarische Volkstum nahe daran, einzuschlafen: der Einwirkung überlegener Kultur hatte es nicht viel entgegenzusetzen. Erst als Josef II. wieder das Gebiet politischer Zwangsmaßregeln betrat, rüttelte er die Widerstandskraft der Magyaren von neuem wach, der es dann von da weiter bis 1867 an Nahrung nicht mehr gebrach.

Aber auch, als der Ausgleich dem Magyarentum noch nie dagewesene Entwicklungsmöglichkeiten bot und dafür von ihm nur die freiwillige Einschränkung der vollen Entfaltung der staatlichen Souveränität — in bezug auf die Armee und die äußere Politik — forderte, nicht Österreich zuliebe, sondern um der Großmachtsstellung willen, da hörte der Kampf gegen „Wien“ nicht

auf, sondern wurde in neuen Formen fortgesetzt. Auch jetzt scheint mir das Verhalten des Magyarentums zum guten Teil auf das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit zurückgeführt werden zu können. Ungarn war trotz all der unleugbaren Fortschritte, die es seit 1867 gemacht hatte, weder wirtschaftlich noch kulturell Österreich genügend gewachsen, um mit ihm in einem Bündnis auf-Gleich und Gleich zu leben. Der Magyare war in seiner rassenmäßigen Reinheit und in seinen führenden, bestimmenden sozialen Schichten bis in die Gegenwart hinein noch ungleich mehr „Herr“ als Arbeiter. Die schaffende Arbeit leisteten Elemente, die trotz weitgehender Anpassung mit ihm nicht organisch verbunden waren und die er innerlich nicht als Glieder seines Volkskörpers ansehen konnte. Sein Gebiet war auch in unserem rastlos schaffenden Zeitalter immer nur die Politik. Sie wurde mit unleugbarer, durch die Übung von Jahrhunderten herangezüchteter Begabung, aber in einem engen Rahmen und mit beschränktem Gesichtskreis getrieben, mit kleinlichen Zielen und einem starken Einschlag persönlicher Interessen. Sie handelte und spielte mit Scheinwerten, denen die volle Bedeckung durch ein kräftig entwickeltes Volksleben fehlte. Während es dem Magyarentum gelang, die politischen Zügel in der Hand zu behalten, wurde es von denen, die es politisch beherrschte und niederhielt, wirtschaftlich mehr und mehr enteignet, so in Siebenbürgen durch die Rumänen. Die Enteigneten drangen in die ohnehin schon hypertrophisch entwickelte Beamten-schaft ein, wo ihnen seit Koloman Tisza Posten des geschäftigen Müßigganges nach Bedarf geschaffen wurden, und wirkten dort in der Regel nur korrumpierend. Desgleichen im Abgeordnetenhaus, wo durch finanziell verkrachte Existenzen eine Streberei ins Kraut geschossen war, die

man zu Beginn des verfassungsmäßigen Zeitalters noch nicht kannte. Handel und Gewerbe waren fast gar nicht in rein magyrischen Händen. Die Wissenschaft wurde zum größten Teil von Deutschen (Zipfern und Schwaben) betrieben, die übrige Literatur, insbesondere die Journalistik fast nur von Juden, die Künste ebenfalls. Der Teil der Beamtenschaft, der arbeitete, war gleichfalls überwiegend nichtmagyrischer Herkunft. Daß sich alle diese Kulturfaktoren als Magyaren gaben und sich größtenteils auch als solche fühlten, ändert nichts an der Tatsache, daß es fremdes Blut war, das mit ihnen in den magyrischen Volkskörper eingebracht war, und zwar in solcher Menge, daß die Ursprünglichkeit und Reinheit der Stammesnatur ernstlich gefährdet wurde. Das kommt schon in der Sprache zum Ausdruck. Ein gutes Magyrisch schreibt schon bald niemand mehr, die Sprache der Bücher und Zeitungen wimmelt von Germanismen und anderen fremden Wendungen.

Die Tragik der zu kleinen Zahl zeigt sich eben auch bei dem Magyarisierungsproblem. Es war ohne Zweifel ein dringendes Bedürfnis für das Magyarentum, sich durch Assimilierung möglichst vieler Landesgenossen zu verstärken. Es ist ferner Tatsache, daß die Assimilierungskraft des Magyaren ungewöhnlich groß ist. Die guten Eigenschaften des Magyaren, wie sie vor allem im persönlichen, von der Politik nicht getrübbten Verkehr in gewinnender Weise zutage treten, haben von jeher starke Anziehungskraft ausgeübt; der raffige Elan, der ihn auszeichnet, verschaffte ihm in der gemischtnationalen Gesellschaft fast immer das Übergewicht; dazu kam die politisch bevorzugte Stellung und in der neueren Zeit das systematische Hinarbeiten auf die Magyarisierung — kein Wunder, daß diese in den letzten 40 Jahren ganz

unglaubliche Erfolge erzielt hatte. Aber — die Schattenseiten dieses künstlich geförderten Vorganges waren seit jeher zu beobachten. Der Grundstock der Assimilierenden war für die Zahl der zu Assimilierenden und schon Assimilierten viel zu klein. Man paßte sich in Namen, Sprache und Geberde an, trug aber so viel fremden Geist in das magyrische Volkstum hinein, daß dessen Originalität erstickt wurde. Wie das sonst bei physischer Bastardierung der Fall ist, so wurden auch bei dieser geistigen oft nur die beiderseitigen schlechten Eigenschaften übernommen. Neben vielen wertvollen schlossen sich vielleicht noch weit mehr zweifelhafte und gefährliche Elemente an das Magyarentum an, deren Qualität in der Hitze der Magyarisierung zu wenig geprüft wurde. Eine Veräußerlichung und Verschlechterung der Mittel der Magyarisierungsarbeit ging damit Hand in Hand und hatte auch ihre sonstigen übeln Rückwirkungen auf die Kultur der Magyaren. Von Stefan Széchenyi rührt das Wort her, daß die Magyaren nur durch kulturelle Überlegenheit werden magyarisieren können. Es wurde manchmal zitiert, aber man hielt sich nicht daran. Eine Kulturpolitik durch Schulmagyarisierungen und magyrischen Sprachdrill in der nichtmagyrischen Schule erschien bequemer, hatte aber nur das Ergebnis, daß im Schoße der dichter beieinander wohnenden nichtmagyrischen Volksstämme Erbitterung und innere Entfremdung gegenüber dem Magyarentum und Staat genährt wurde, während gleichzeitig in reinmagyrischen Gegenden vielfach Schulmangel herrschte — die verfügbaren Mittel wurden eben durch überflüssige Staatschulen in rumänischen oder slowakischen Dörfern verschlungen. Kulturvereine gab es in erklecklicher Anzahl in Ungarn, aber was sie über Prämierung sogenannter patriotischer Lehrer

und derlei Belanglosigkeiten hinaus Positives an Kulturförderung leisteten, davon wußten auch die gewöhnlich sehr geistvollen und formschönen alljährlichen Generalversammlungsreden ihrer Präsidien, die in der Regel zu den Landeskapazitäten gehörten, nicht viel zu berichten. Kultur im feineren Sinne des Wortes hat die gute Gesellschaft von ehedem ungleich mehr gehabt, als die tonangebenden oder = gebenwollenden Kreise der letzten Zeit. Die extensive Verbreitung einer oberflächlichen Bildung, die massenhafte Züchtung eines geistigen Proletariates, diese schweren Schäden der modernen Kultur wirkten bei einem so kleinen Volk wie das magyarisches erst recht verderblich, denn sie beraubten es mehr und mehr der Möglichkeit, den mitwohnenden Völkern zu imponieren und wiesen es immer ausschließlicher auf die Anwendung politischer Gewaltmittel zur Behauptung seines Vorranges an.

Das und Ähnliches, was aus dem Munde des Nichtmagyaren ungewollt gehässig klingt, haben hochstehende Magyaren auch schon mehr als einmal gesagt, doch ihre Stimmen verhallten in dem Lärm, den die chauvinistische Presse über solchen Volksverrat erhob. Aber das Gefühl der Schwäche und Unzulänglichkeit ließ sich nicht überschreien; es nahm gerade in dem reinrassigen Teil des magyarischen Volkes überhand, kam aber mit

einer gewissen psychologischen Notwendigkeit in Gestalt eines heftigen und sich steigenden Grolles gegen äußere Schranken und vermeintliche Feinde zum Ausdruck.

Das Jahrtausend ungarischer Geschichte von 896 bis 1918 stellt sich uns also dar als ein ununterbrochenes Ringen nach Bewältigung einer Aufgabe, die die Kräfte des Magyarentums überstieg. Dies Ringen hat verhältnismäßig große Erfolge gehabt, aber der volle Erfolg ließ sich nicht erreichen und als das große Erdbeben kam, da rollte der Stein des Sisyphus, der dem Gipfel des Berges schon nahe schien, jählings in die Tiefe. Die äußere Unzulänglichkeit des Magyarentums, d. i. die Unfähigkeit, das Mißverhältnis zwischen der Volkszahl der Eroberer im 9. Jahrhundert und der Größe des Gebietes, das nicht nur erobert, sondern auch staatlich beherrscht und kulturell durchdrungen sein wollte, weil es eine geographische Einheit darstellt, zu überwinden, diese äußere Unzulänglichkeit hat zu einer Überanstrengung des Volksorganismus geführt, die dessen Schwächung bewirkte. Zugleich wurden in der Umgebung die entgegengewirkenden, feindlichen Kräfte herausgefordert und entfesselt. Als dann die äußeren Stützen des Magyarentums — Österreich, Deutschland — einstürzten, da brach auch sein entkräfteter Organismus zusammen. Das ist es, was man die Tragik des Magyarentums nennen kann.

Die Rose

Wer hatte die Rose verstanden?
Wem hatte die Rose geblüht?
Hier ist sie im Garten gestanden
mit stillem, verträumten Gemüt.

Die Leute im Staube sie fanden
zertreten, verblichen, verglüht...
Wer hatte die Rose verstanden?
Wem hatte die Rose geblüht?

Karl von Ring

Der traurige Troubadour / Eine alte Mär

Von Karl Bernhard

Aus alter Zeit singt eine müde Sage
von einem Manne, welcher wunderbarlich
an einer tiefen ungelösten Frage
hinsteckte lang und jammervoll verblich.

Das war der Herr Bernard de Ventadour,
der in den Tälern der Provence sang.

Wenn er sich sonst aus Weibes Armen löste
und durch des Morgens klare Rühle ritt,
dann suchte er, was seine Klage tröste:

„O du, was nahm ich von dir mit?
Ist es der Duft des Haar's, der schnell ver-
flogen,
ist es der Lippe flüchtig-heiße Blut?
Ach, wieder hab' ich dich und mich betrogen
und war nicht gut!
Was hilft's, daß enge Glied an Glied sich
schmiegt,
wenn sich mein Göttliches in sternentiefe
Räume
verliert und schmerzlich nach verlor'ner
Heimat fliegt? —“

Doch keine Antwort gaben ihm die Bäume
und keine Antwort gab der Quell, der floß,
ob er sie immer auch darin gesucht,
nur leuchtend durch die Himmelsbläue schoß
der Sonnenstrahlen endlos goldne Flucht...

Doch eine war — Renée de Montalban,
und keine andre war so schön wie sie...

„Du bist mir Heimat und dein Lachen tönt
wie auf der Jugend Fluren die Schalmel,
und langer Einsamkeiten banger Schrei
hat milde sich in diesem Klang versöhnt.“

Sie aber lächelte und strich ihm sanft
die Haare aus demütig-tiefer Stirn.

„Du Träumer träumst an deinem Traum
und träumst mich gut und schön,
mein Leben geht durch Schmutz und Schaum
zu sturmunstossten Höhn.“

Dann warf sie jäh um seinen Hals die Arme
und küßt' ihn lang... Und sprach zuletzt:
„Du liebst nicht mich, du liebst nur deine Liebe.“
Sie schied und zog an Englands stolzen Hof
und ward der Briten stolze Königin. —

Nun irrte er mit jammernder Gebärde
durch Cantals Wälder, alt und wunderbarlich,
und stieß den Kopf an rauher Bäume Stamm
und warf den Leib in wildem Krampf zur Erde.

„O, was ist Liebe, Seele, sag' es mir,
wenn es das nicht ist, was ich für sie fühle?
Sind meiner Sehnsucht rätselvolle Spiele
nicht ganz erfüllt im Bild von ihr?
Ach, wär's Erfüllung, wär' es nicht mehr Liebe —
und ist es Liebe, fehlt ihr die Erfüllung,
und in des Unerreichbaren Umhüllung
lieb' ich nicht sie, lieb' ich nur meine Liebe.

O, wer ist es, der dieses Rätsel löst,
daß ich und du uns ewig Fremde bleiben,
und dennoch Augenblicke uns entblöht
und nackt einander in die Arme treiben?
Was ist es, Seele — Seele, sag', was ist's?“

Die Seele schlägt die tiefen Augen auf,
mit fremdem Lächeln irrt ihr Blick umher
und schweigt — dann klingt es wie aus
Träumen schwer:

„Laß deinem dunklen Schicksal seinen Lauf.“
Und mählich ward sein armer Sinn zerstückt.
Er lebte einsam wie des Waldes Tier.
Die Monde schwand und der Jahre vier —
bis eines Tags ein Jagdzug ihn erblickt.
Und eine war darunter — Königin Renée...
Sie starrte blaß dem Jren ins Gesicht,
er aber sah die stolze Dame nicht,
er sang sein Lied mit weltentrücktem Weh:

„Was haben wir auf dieser Welt zu tun,
die nur ihr Leid in Liedern singen?
Die nicht wie Sterne ruhvoll stehn,
die nicht wie Wolken selig gehn,
die nicht wie Ströme mächtig fließen,
die nicht des Bauern Schollenglück genießen,
die nicht des Bürgers arbeitsames Ruh'n
und nicht des kühnen Wagens goldnen Lohn
erringen —
was haben wir auf dieser Welt zu tun,
die nur ihr Leid in Liedern singen?“

Da neigte sich die Frau vom Pferd herab,
auf seine Hand fiel eine Träne schwer...
Kopf hoch dann! Gerte! „Vorwärts, Trab!“
Halb rückgewandt: „Messieurs, das ist ein
Heiliger!“

Die Sage singt, daß bald darauf ein Mann
gefunden ward — erfroren in dem Tann...

Entwicklungsgesetze des sächsischen Volksgeistes

Von Dr. Richard Csaki

II.

(Schluß.)

Es ist, wie schon im ersten Abschnitt bemerkt, ein durch die Verhältnisse bedingter Zug der sächsischen Geschichte, daß sie überwiegend nur von einer verteidigenden Rolle des sächsischen Volkskörpers zu erzählen weiß. Das Gesetz der Anpassung macht sich in der Entwicklung des sächsischen Nationalcharakters besonders nach der Seite hin geltend, daß Generation um Generation sich immer mehr als befähigt erweist, die zur Verteidigung und Erhaltung des Volksstums unter den gegebenen Lebensbedingungen wirksamsten Eigenschaften zu entfalten.

Das läßt sich natürlich am Individuum selbst am besten beobachten. Die hervorragendsten Geister der Sachsen sind immer nur mit den erhöhten typischen Eigenschaften der Gattung ausgestattete Individuen gewesen; nie haben sie durch das Einzigartige ihrer Begabung den Rahmen des geistigen Lebens in ihrem Volke durchbrochen — die Sachsen haben nie ausgesprochene Genies hervorgebracht.

Es ist charakteristisch, daß diejenigen Gestalten der sächsischen Geschichte, denen ein heroisch-genialer Zug anhaftet, nachweislich im ersten Gliede fremder Abstammung sind — Michael Weiß und Sachs von Harteneck. Es ist zugleich bezeichnend genug, daß diese beiden Feuergeister, der eine um die Wende des XVI. und XVII., der andere des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, indem sie den Kampf um die Rechte der Sachsen gegen fürstliche und magnatenhafte Willkür in der Form des zum Angriff gestählten Satmenschentums führten, ein dramatisch-heroisches Ende fanden. Sie fielen eigentlich aus der Linie sächsischer Handlungsweise heraus; jenes spezifische, durch Generationen wirksame Gesetz der An-

passung im sächsischen Volkskörper hatte auf sie keinen Einfluß noch nicht ausüben können. Nur zögernd sind daher auch die Zeitgenossen ihnen gefolgt. Es ist natürlich nicht Zufall, daß die heimische (hinsichtlich Hartenecks übrigens auch die deutsche und ungarische) Literatur sich dieser beiden Helden aus der sächsischen Geschichte namentlich zu dramatischer Gestaltung mit Glück bemächtigt hat. Dagegen mußte ein Versuch etwa Honterus dramatisch zu fassen, kläglich scheitern. Es konnte natürlich daraus nur ein Festspiel mit dem schleppenden Pathos und der langsamen Gebärde werden, die dem sächsischen Wesen auch dann eigen ist, wenn es sich — auf der Höhe einer Entwicklungswellenlinie — selbst zu übertreffen scheint. (Man beachte, daß dem Sachsen im Grunde das Gefühl für das Tragische, vielleicht auch die Fähigkeit, etwas mit voller Wucht tragisch erleben zu können, abgeht. Dagegen könnte man einen stark ausgeprägten Sinn für das Tragikomische oft beobachten. Das Pathos der raschen kühnen Bewegung fehlt uns vollkommen.)

Wir kommen dem Problem des sächsischen — wir wollen nicht sagen Helden, sondern geistigen Führers einer gleichzeitigen Arbeitsgenossenschaft — näher. Denn das ist gerade auch im Gegensatz zum Typus Weiß und Harteneck bezeichnend für alle anderen, bodenständigen Gestalten unserer Geschichte, daß sie nicht wie jene leuchtend in der Einsamkeit des genialen Menschen dastehen, sondern im Gefolge einer kongenial mitstrebenden Gemeinschaft Gleichzeitiger auftreten, von denen sie sich nicht so wesentlich unterscheiden, daß der klaffende Gegensatz zwischen Genie und Normalmensch entstehen kann; ihre Führerschaft beruht

weniger auf einer divinatorischen Ausnahmungsveranlagung, als vielmehr in gewissen Vorzügen der Persönlichkeit, des Geistes, des Charakters. Müller-Langenthal hat in seinem sehr empfehlenswerten Büchlein: Siebenbürgen, Die Sachsen und ihr Land hinsichtlich der Aufnahme der in Deutschland erarbeiteten geistigen Fortschritte bei den Sachsen ein Generationsgesetz aufgestellt, in dem Sinne, daß unser geistiges Leben dem deutschen ungefähr immer um eine Generation nachhinkt, da diejenige Generation, die während der Lehrjahre in Deutschland das Neue erfahre nun ein Menschenalter brauche, um es hier wurzelnhaft zu machen. Müller hat hierbei das Zeitliche des Vorgangs—besonders unterstrichen; ich möchte daneben auch darauf hinweisen, daß der Begriff des Generationsweisen, also des Umfangs in dieser Definition auch wesentlich ist. Eine ganze Generation schart sich gleichstrebend um Honterus; Brufenenthal ist von einem Stab gleich rechtlicher und gebildeter Beamten umgeben, G. D. Deutsch hat im Zusammenwirken mit einer großen Zahl von geistig überaus bedeutenden Männern die neuere Ara unseres Volksbestandes eingeleitet. (Es ist interessant der Tatsache nachzugehen, wie viele aus dieser Generation in dem engen Zeitraum zwischen den Jahren 1818—1828 geboren sind; und tatsächlich läßt sich auch sonst nachweisen, daß die Geburtsjahre der eine ähnliche geistige Linie nehmenden Generationen oft auffallend nahe aneinander liegen. Es kann beobachtet werden, daß in gewissen Umständen immer wieder „Generationen“ auftreten, die eine ganz besonders intensive Arbeit leisten, besonders tief in die Entwicklung unseres Volkstums eingreifen, während zwischen ihnen und der letztfolgenden produktiven Generation ziemlich „sterile“ Jahrgänge liegen. Das

merkt sich natürlich in unseren kleinen Verhältnissen besonders empfindlich. Kommt einmal eine solche „sterile“ Generation „an die Reihe“, so hat man für die verantwortlichen Arbeitsgebiete nur sehr schwer entsprechende Kräfte.)

Ausnahmen bestätigen die Regel: Die einzige Gestalt unserer neueren Geschichte, die einen Zug ins wirklich Große, Geniale aufweist, Stephan Ludwig Roth, fällt aus dem Rahmen dieses Generationsgesetzes heraus. Er trat mit seinen Ideen nicht als Führer mehrerer gleichgesinnter Altersgenossen, sondern allein, reformatorisch kühn, revolutionär am alten Jopf zerrend, auf. Die Folge war, daß sein Werk nicht so wie das der im Rahmen der „Generation“ Auftretenden organisch durchdrang, sondern einer späteren Zeit vorbehalten blieb.

Es liegt etwas ungeheuer Bedrückendes für den einzelnen, einen freieren Schwung erstrebenden Geist, und doch zugleich für das Volksganze etwas gesetzmäßig Notwendiges in dieser Erscheinung. Und vielleicht ist es auch bei St. L. Roth nicht nur der Zufall des äußeren Geschehens, daß er auch den physischen Märtyrertod sterben mußte. Er erlebte die einzige in unseren Verhältnissen mögliche Tragik, die Tragik als genial angehauchter Mensch untergehen zu müssen.

* * *

Jeder von uns, der längere Zeit im Auslande verbracht hat, wird sich allmählich einer eigentümlichen Doppelveranlagung bewußt, die unserem Typus durchwegs anhaftet: Einerseits beobachten wir an uns z. B. dem Normal-Reichsdeutschen gegenüber eine größere geistige Beweglichkeit, mehr Grazie im psychischen und physischen Sein, mehr Eigenart in der Persönlichkeit; andererseits finden wir all dem gerade widersprechende Züge in uns: wir sind überempfindlich, wir sind

innerlich oft recht schwerfällig, namentlich wenn es gilt, irgendwelche uns zu Hause eingepflanzten Anschauungen und Gefühle über Bord zu werfen, wir erweisen uns meist als zu zaghaft, das Leben in größerem Stil zu erfassen, es so zu leben, wie wir es innerlichst gerne möchten.

Das Gesetz der Anpassung ist auch hier seit unseren Urvätern her für unseren Typus in merkwürdiger Weise wirksam gewesen: Der erstgenannte Grundzug unseres Wesens erklärt sich uns als ein Produkt des Lebenmüssens unter fremden Rassen. Wären unsere Siedelungen geschlossener gewesen, unser Volkscharakter hätte sich sicher in dieser Linie weniger entwickelt. Die jahrhundertlange Notwendigkeit, sich mit allen möglichen herrschenden Elementen herumzuschlagen, mit Rassenfremden Hof an Hof zu wohnen, hat in unserem Volk eine ganz besondere Anpassungsfähigkeit gezüchtet. Es kann wohl mit einem gewissen Recht behauptet werden, daß bei der kleinen Volkszahl das Leben in nicht geschlossenen Siedelungsgruppen eine historische Notwendigkeit war, um eine weitgehende Degeneration zu verhindern. Wir können immerhin von einer verhältnismäßig auffallenden Frißche unseres Volksorganismus, vor allem auch des geistigen Lebens sprechen. Könnte der Wunsch, der wohl jedem Volksgenossen gelegentlich befällt, dieses ganze kleine Volk irgendwo auf einem glücklichen Eilande geschlossen für sich anzusiedeln, erfüllt werden — ich glaube, die geistige Stagnation träte bald ein. Das woran wir unsere Energie gestählt, unser geistiges Sein geschärft haben, fiel weg — das Sichgeltendmachen als die Wenigen, wo jeder einzelne etwas zu bedeuten hat, unter den vielen, die durch die Masse stark sind. Die Tatsache, daß jeder Zweite bei uns eine ausgesprochene Persönlichkeit besitzt (was [natürlich oft] dem Außenstehenden unseren Mikrokosmos lächerlich erscheinen

läßt), ist auf diese Ursache zurückzuführen. Ein engerer Volksgenosse, der jahrelang als Oberlehrer in Deutschland wirkte, besuchte in einer unserer Mittelschulen einige Stunden. Gefragt, was nun der Unterschied zwischen der Klasse etwa eines Berliner Gymnasiums und eines sächsischen sei, antwortete er: Das positive Wissen, das dort gefordert wird, übersteigt bei weitem das Maß dessen, was man hier leistet. Jeder einzelne Schüler jedoch für sich betrachtet, ist hier weitaus selbständiger, individueller, ausgesprochener.

Nun kommen wir aber zu dem zweiten Punkt. Wie ist es zu erklären, daß bei diesem stark individualistischen Wesenszug der einzelne, in die Welt hinaus gestellt, dann doch so oft etwas Weiches, wenig Widerstandsfähiges zeigt? Diese typische Erscheinung ist ein Produkt unserer kleinen Volkszahl und damit der Notwendigkeit, sich untereinander fest anzuschließen, sich aufeinander zu verlassen, sie ist ein Produkt der Notwendigkeit unserer geistigen und gemüthlichen Inzucht. Jedem ist diese Eigenart voll bewußt; jeder kennt an sich selbst die eigentümliche Form des siebenbürgischen Heimwehs, jeder hat sich darüber aufgehalten, daß die „Landsleute“ „draußen“ doch wieder nur untereinander sitzen — es braucht darüber hier nicht gehandelt zu werden.

Das Interessante des Problems dieser gegensätzlichen Veranlagung ergibt sich im Anschluß an die Frage, wie das Spezifische unserer Volksorganisation damit zusammenhängt. Man nennt unsere Volksorganisation gern eine demokratische, sie ist es jedoch nicht etwa im Sinne des sozialistischen Zusammenschlusses. Hier ist der disziplinierte Massendruck das wirksamste Mittel zur Entfaltung der in der Organisation vorhandenen Kräfte. Wer glaubt, den absoluten Drill in unser Volk hineintragen zu können, der verkennt die wichtigste Grundveranlagung dieser Volks-

ſeele, die einer geſchichtlichen Notwendigkeit entſpringt: den Individualismus.

Die Diſziplin, die unſeren Volkskörper trägt, iſt trotzdem in auſgeſprochenem Maße vorhanden. Sie beſteht in der bewußten Einfügung der wenigen ſozialen Schichten, der Berufsclaſſen, ja deſ einzelnen für ſich in daſ Volksganze. Wir wollen dieſ Einfügen und Anpaſſen nicht nur wie daſ früher ſo oft betont wurde, für den nationalen Idealismus und Opfermut in Anſpruch nehmen, ſondern betonen, daſ dieſe Handlungsweiſe dem Trieb der Selbſterhaltung im eigenen vitalſten Intereſſe entſprang. Daſ Bewußtſein, daſ ſobald dieſ Einfügen nicht geſchah, der einzelne für ſich verloren war, iſt der wichtigſte Faktor in der Lebenserhaltung unſeres Volkskörperſ geſeſen.

Es iſt auſ dieſem Grunde die Taſache nicht ſo peſſimiſtiſch aufzuſaſſen, wenn der „Idealismus“ heute gelegentlich zu verſagen ſcheint, weſentlicher ſcheint daſ Achten auf die geſunden Volkſinſtinte. Daſ ein ſolcher Kampf in der Volkſeele, wie wir ihn jetzt beobachten können, bei der charakteriſtierten ſpezifischen Anlage unſeres Volkſeſ beſonders ſchwer durchgeſochten wird und ganz beſonders beunruhigende Erſcheinungen zu zeitigen geeignet iſt, iſt klar. Troz allem wird der Auſgleich zwiſchen dem Individualismus und ſozialem Bewußtſein, wozu ſich der Kampf zuſpiht, mit einer gewiſſen geſetzmäßigen Notwendigkeit eintreten. Dieſer Auſgleich liegt in der Linie unſerer biſherigen Entwicklung und damit unſereſ Volkſcharakterſ begründet.

Vogel am Fenster

BCU Kleiner, lieber Vogel, — University Library Cluj

der du mir gottlob namenloſ bleibſt,
weil Ornithologie für mich blauer Dunſt, —

ſiht an meinem offenen Fenſter und ſingſt!

Morgengrauen, — ſchlafen möcht' ich —!

Doch du pfeiffſ dein kleineſ dummſüßeſ Liedel,
unentwegt — unentwegt.

Iſt eſ, weil du glaubſt, die Sonne kommt?

Und ich ſage dir, kleiner namenloſer Sänger:
ſie kommt nicht! —

Regnen wird eſ, — dicke graue Schnüre,
heut', — wie geſtern und morgen.

Wieder wirſt du dich in die triefenden Zweige drücken,
mit naſſem, zerſtaubtem Gefieder,
wirſt zittern vor unfahbarem Leid,
über den Unverſtand deſ Schickſalſ!

Und dennoch, —
morgen, wenn der Tag graut,
ſiht Du wieder an meinem Fenſter
pfeiffſ dein ſiegeſtroheſ Lied —

der Sonne entgegen —
die nicht kommt! —

Wie ich dir dieſe Morgenſtunde weihe,
du dummer, kleiner, namenloſer Sänger! —

Martit von Sannenheim.

Eiwen

Ein bürgerliches Erlebnis

Von Egon Hajek

Unter zitternden Birken stolpert Eiwen zu dem Fenster der Unausprechlichen, während das Licht aus den offenen Scheiben hinausstreift, wie Lustzauber aus dem Auge der Wand. Er tastet sich an den Sträuchern entlang, denn es ist Nacht, und streift mit den klebrigen Handflächen die Dolden des nackten Jasmin.

Nun erstickt sein Schritt unter dem Baum. Dort lauert er. Eine Zeitlang.

Dann rinnt die Sehnsucht vom Blutkreislauf gepetscht durch seine Fingerspitzen.

Er zupft die Laute, die Laute, die Laute.

Oben regt sich etwas in der Stube.

Ob sie ihn vernimmt??

Da rülpt jemand in nächster Nähe...

Das Licht aus dem Zimmer bricht ab und seine letzten Streifen verlaufen sich im Augenblick in dem Gewisper der fernsten Laubkronen.

Die Nacht brütet Schwärze.

Da meckert über ihm in den Ästen eine Stimme, sie, die vorhin rülpte, ... unerhört frech, aufwärts gekämmt, wollustig in Bosheit.

Wut erfasst Eiwen, wirft ihn, sich

fragend, hin und her, reißt in seine Seele eine Wunde, taucht sich in ihr Blut und verzehrt mit Gier die sanfte Stimmung seines Abendständchens.

Wer meckerte?

Wer wagte zu meckern?

Jetzt tönt es vom nächsten Baum wieder.

Ein Mensch? Ein Tier?

Ha! Dort oben sitzt eine Gestalt.

„Herunter!... Herunter!... Her... un...ter...!!!“

Wirklich, die Person gehorcht. —

„Du, Luder, gloßt in ihr Zimmer?“

Eiwen kann keinen Schritt mehr tun, er schnappt nach Luft wie in Ubernarkung. Seine Füße versteinen.

Da schwingt sich der fremde Lauscher mit kühnem Todesprung zur Erde, grüßt ihm mit dem Zylinder äußerst höflich zu, nimmt seinen pickelhaarigen Schweiß zierlich unter den Arm und stelzt unter Zurücklassung eines ungeheuren Stankes — bestialisch an Nasenwürze und unerschöpflich an Länge — mitten durch die Birken dem Gartenende zu, wo er dem entsetzten Bürger, dessen weit geöffneten Nüstern erzittern, ein reichliches „Profit“ zuruft.

Ich träume von einer Liebe...

Ich träume von einer Liebe,
die nicht mehr Schmerzen hat;
Sie ist zu müde, zu matt,
streicht nur über die Seelen,
wie über die Wipfel der Wind
leise von Blatt zu Blatt —
wir beide wären ihr Kind.

Ich träume von einer Liebe,
die nicht mehr Schmerzen hat.

Karl von Ring

Kulturfragen

.....

Zur Volkshochschulfrage

Von Gottlieb Brandisch

Während der Tagung der 28. evang. Landeskirchenversammlung in Hermannstadt, die, wenn sie auch zunächst die Aufgabe hatte, die äußeren Bedingungen (Verfassung, Besteuerung, Gehaltsregelung) für den Fortbestand der Kirche unter den neuen Verhältnissen, zu schaffen, doch auch wesentlich im Zeichen der Volksfürsorge und Volkserziehung stand, hat ein kleiner Kreis meist jüngerer Volksgenossen beschlossen, in Wort und Schrift für die Begründung einer Volkshochschule in einer sächsischen Landgemeinde einzutreten. Damit soll eine Bewegung zu uns herübergeleitet werden, die, von Dänemark aus, zuerst die nordischen Länder, dann Nordamerika und zuletzt auch Deutschland ergriffen hat und die auf nichts Geringeres hinziet als auf Durchdringung der breiten Volksschichten mit christlich-nationaler Bildung. Es gilt die Befreiung aus den Banden des Materialismus und die Überwindung der Klassegegensätze durch eine aller Volksschichten gemeinsame Geistes- und Herzensbildung, die die moderne, auf dem Grunde der Naturwissenschaft ruhende Weltanschauung in Einklang bringt mit den alten und doch ewig jungen Idealen der christlichen Religion und zugleich mit dem tief in der Menschenseele wurzelnden Sehnen nach Schönheit und Harmonie. Wissenschaft, Religion und Kunst, weltoffener Sinn und kräftiger Idealismus sollen auf der Volkshochschule in engem Bunde miteinander eine neue Form echter Volksbildung herausführen — fürwahr eine große Aufgabe, des Schweißes der Edelsten wert. Im Mittelpunkt des Volkshochschulunterrichtes, dem

es übrigens, nach dem Wort eines dänischen Vorkämpfers der Bewegung, weniger auf Belehrung als auf Belebung ankommt, stehen die sogenannten gesinnungsbildenden Fächer: Muttersprache und Geschichte. Der Schüler soll an deutscher Dichtung seine Seele vollsaugen mit dem Wohlklang, der Kraft, dem Reichtum der deutschen Sprache und soll sie selbst gebrauchen lernen, schlicht und klar. Er soll aber auch durch das Eintauchen in den Strom deutscher Dichtung innerlich verwachsen mit den großen Gestalten der deutschen Dichtkunst. Mit Siegfried und Hagen und Gudrun, mit Tiel und Wallenstein, mit Götz und Egmont soll seine Seele Zwiessprache halten und sich an ihnen erheben zu erstem, starkem Wollen. Demselben Zweck der Charakterbildung soll vor allem auch der Geschichtsunterricht dienen. Nicht auf Kenntnisse, sondern auf Erkenntnis wird er hinarbeiten. Die großen Urheber neuer Zeiten: Karl den Großen, die Hohenstaufen, Luther, Friedrich den Großen und aus dem engen Rahmen unserer sächsischen Volksgeschichte: Harteneck, Bruckenthal, Stefan Ludwig Roth, anschaulich darzustellen in ihrem Ringen und Leiden, in ihrer Verflechtung mit den kleinen widrigen Dingen des Alltags und doch darüber emporragend — das wird vor allem Aufgabe des Geschichtsunterrichtes sein. Neben dem Einzelschicksal aber wird er die Schicksale ganzer Völker im Zusammenhang mit den treibenden sittlichen Kräften aufrollen, die hier zum Aufstieg dort zum Verfall führen.

Es ist klar, daß ein solcher Unterricht an die Persönlichkeit des Lehrers

die denkbar höchsten Anforderungen stellt: vollkommene Beherrschung des Stoffes bis in die kleinsten Einzelheiten der Zeitgeschichte hinein, die Gabe künstlerischer Auffassung und packender, anschaulicher Darstellung. Bei aller durch die Kürze der Zeit gebotenen Knappheit darf es nicht auf eine Verwässerung des Stoffes herauskommen, sondern nur auf die möglichste Konzentration. Der Lehrer muß die Kunst verstehen, den ganzen Verlauf der Geschichte in „Knotenpunkten“ intuitiv zu erfassen und so geschaut in anschaulichen, wissenschaftlich absolut zuverlässigen und doch künstlerisch gestalteten Bildern darzustellen. — Dieselben Grundsätze, wie sie hier für den Geschichtsunterricht aufgestellt wurden, gelten in sinnemäßiger Übertragung für den gesamten naturwissenschaftlichen Unterricht der Volkshochschule. Nicht um Übermittlung nackter Tatsachen oder abstrakter Gesetze und Formeln kann es sich handeln, sondern es müssen die Hauptergebnisse naturwissenschaftlicher Erkenntnis hineingestellt werden in den lebendigen Strom der Menschheitsgeschichte. Welche Mühe und wie viel vergebliches Suchen es gekostet hat, bis endlich in einem Menschengestalt eine neue Erkenntnis aufblühte — zuletzt doch, nach so angestrengter Arbeit, ein Geschenk von oben — wie dann von diesem einzelnen Punkte aus ganze Geistesströme sich ergossen und Weltanschauung, Religion, Volkswirtschaft, Verkehrswesen in neue Bahnen lenkten, das hätte der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht an einzelnen Beispielen zu zeigen. Man denke an die Bedeutung des pythagoreischen Lehrsatzes für die Feldmessenkunst, an die Einwirkung der neueren astronomischen Erkenntnisse oder des Darwinischen Entwicklungsgebdenks auf die religiösen Anschauungen, oder an den Einfluß der Dampfmaschine auf das gesamte Verkehrswesen. Große Zu-

sammenhänge soll der Unterricht in der Volkshochschule aufweisen, nicht ein unzusammenhängendes Vielerlei, sondern ein eindruckvolles, übersichtliches Bild von der Größe und wunderbaren Ordnung der Welt. Nach zwei Polen sollen alle Linien dieses Bildes zuletzt hinleiten. Der eine Pol ist Gott. Unausgesprochen soll hinter dem ganzen Unterricht der Gedanke an den großen Lenker alles Geschehens stehen. Zum Lehrer an der Volkshochschule taugt nur eine religiöse Persönlichkeit. Der andere Pol ist die Seele des Schülers. Der ganze Unterricht muß so beschaffen sein, daß er das Seelenleben — nicht allein den Verstand — erweitert, verfeinert, vertieft, und es ist alles unnützer Ballast, was nicht zu der Tonleiter, auf die die Seele des Schülers gestimmt war, einen neuen Ton hinzufügt.

Damit kommen wir zu einer weiteren Forderung. Der durchaus auf die Idee gerichtete Unterricht der Volkshochschule muß zugleich im wahrsten Sinne des Wortes praktisch sein. Alles, was der Schüler lernt, soll dazu führen, daß er zunächst in sich selbst einen festen Halt und Befriedigung, das Gefühl der Kraft und Sicherheit gewinnt und daß er als in sich gefestigte Persönlichkeit sodann in dem Beruf, in dem er gerade steht, tüchtig zugreift. Daher muß jeder Unterrichtsstoff irgendwie verbunden werden mit der Heimat, mit dem Beruf, mit dem Lebens- und Anschauungskreis des Schülers. Nicht herausheben will die Volkshochschule ihre Schüler aus ihrem gewohnten Lebenskreis, sondern erst recht fest in ihn hineinstellen mit gesteigerter Lebensfreude und Arbeitslust. Darum gibt sie ihm auch neben dem eigentlich wissenschaftlichen Unterricht noch die notwendigen Fertigkeiten mit auf den Weg, die heute jeder Mensch beherrschen muß, der Anspruch auf Bildung und Geltung erheben will: geläufiges Lesen und

Sprechen, Rechnen, Rechtschreibung, körperliche Geschicklichkeit und gesellschaftliche Lebensart. Sie gibt ihm ferner mit die Freude am Schönen in der Kunst, in der Natur, in der Einrichtung und Umgebung des Hauses. Lebensfrohe, hochgemute, innerlich gesunde Menschen will die Volkshochschule erziehen.

Werden wir unter uns die Lehrer finden, die diesen Aufgaben gewachsen sind? Wie überall wird auch hier die Wirklichkeit hinter dem Ideal stark zurückbleiben. Aber vor einem Fehler wird uns gerade die Erkenntnis von der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe behüten, vor einem Fehler, den wir allerdings, wenn wir mit Volkshochschularbeit ernst machen wollen, meiden müssen, wie den Tod, daß wir nämlich unsere Jugend aus dem Volk zur Halbbildung erziehen in einer Zeit, die gerade an dem Fluch

der Halbbildung zugrunde gegangen ist. — Etwas muß geschehen, wenn wir der zersekenden Mächte Herr werden wollen, die an der Auflösung unseres Volkes, ja der menschlichen Gesellschaft überhaupt, arbeiten: Erwerb- und Genußsucht, Klassenhaß, Unglaube und Arbeitsscheu. Die bisherigen Hauptstätten der Volkserziehung: Familie, Volksschule, Kirche sind offenbar nicht (nicht mehr oder noch nicht?) in stande, die Arbeit zu bewältigen, wir sind um der Zukunft unseres Volkes willen verpflichtet, es auf neuen Bahnen zu versuchen. Die Volkshochschule mit ihrer Lern- und Lebensgemeinschaft junger Menschen im Alter von 18—30 Jahren, die doch schon etwas vom Ernst des Lebens erfahren haben, unter der Leitung warmherziger, begeisterter Lehrer ist doch wohl ein gangbarer Weg zum hohen Ziel.

Kritik des Tages

Stadtgreuel. Nach langer Zeit hat sich wieder einmal einer hervorgewagt. Plötzlich über Nacht war er da. Frech, aufdringlich, zum Himmel schreiend geschmacklos. Was aber das Bedenklichste daran ist, von der Stadt Hermannstadt als Greuel geduldet: der Bau des „Apollo“-Kinos, unten am Hermannsplatz. Die Fabriksschote dahinter, die bisher das Privileg für sich hatten, die Gegend zu verunstalten und den Blick auf die Fogarascher Gebirgskette zu beleidigen, jubeln und reden sich noch frecher gen Himmel. Ich empfinde diesen Bau als Attentat auf den guten Geschmack, auf die Schönheit Hermannstadts. Geht nicht mit gleichgültigen Blicken daran vorüber, glaubt ja nicht, daß dies eine Kleinigkeit ist, über die zu schreiben nicht einmal der Mühe wert ist. Nein. Ich sage, es ist ein Attentat, dem bald andere folgen werden. Kommst du als ahnungsloser, schönheitsliebender Spaziergänger gegen Abend, wenn die Sonne blutig rot, zufrieden über all die Schönheit, das Licht und die Freude, die sie gespendet hat, sich hinter Neppendorf senkt, aus der Berggasse durch die Mühlgasse gegen den Hermannsplatz,

wachsen die abendsonnenüberglühten Berge aus dem Boden, deine Blicke streicheln die herrlichen Rücken, auf einmal erstarren sie, denn unten siehst du plötzlich von einem Zweckbau getragen, eine grelle weiße kreisrunde Fläche, darauf von besessener Hand „Apollo“ gemalt. Deine Seele aber, die soeben frei beschwingt von Gipfel zu Gipfel geschwebt war, läßt traurig die Flügel hängen. Dann aber ergreift dich ein ehrlicher Männerzorn darüber, daß dieser Bau nicht zu verhindern war. Schon seit lange ist eine vor allem nach künstlerischen und nicht nur nach Gesichtspunkten der ev. Feuersgefährlichkeit wirkende städtische Kommission eine dringende Notwendigkeit, wollen wir den schönen Charakter Hermannstadts nicht gefährden. Wir möchten die Aufmerksamkeit des Hermannstädter Bürgermeisters, dessen lebhaftes, tiefes Verständnis für Fragen des Geschmacks und der Kultur wir kennen, ganz besonders darauf lenken. Momentan stockt die Bau-tätigkeit, setzt sie aber wieder ein, ist die Gefahr vorhanden, daß ein uns wesensfremder Baustil die schöne Bauart unserer Städte überwuchert.

Unsere geistige Blockade und die Pflicht des Kapitals. Darüber sind wir uns alle im klaren, daß wir gegenwärtig unter einer geistigen Blockade stehen, d. h. daß wir von dem Auslande, das für uns in geistiger Beziehung vor allem in Betracht kommt, Deutschösterreich und Deutschland, vollständig abgeschlossen sind. Außer dem Belagerungszustand und der Zensur sind noch die mannigfaltigsten Ursachen zu dieser geistigen Blockade zu konstatieren. Aber nicht nur verschiedene Ursachen, sondern auch verschiedene Arten der Blockade gibt es. Gegenwärtig ist es nicht möglich oder nur schwer, Bücher, Zeitungen, Zeitschriften hereinzubringen, — der geistige Austausch ist überhaupt kaum durchführbar. Unter geistigem Austausch verstehe ich auch die Möglichkeit, sächsische Studenten in der bisherigen Anzahl in Deutschland oder Deutschösterreich studieren zu lassen. Bei der heutigen Teuerung und unseren desolaten Valutaverhältnissen ist es für einen Festbesoldeten beinahe unmöglich seinen Sohn hinaus auf eine deutsche Universität zu schicken. Unsere Hochschüler sind daher gezwungen, längere Zeit, viele während ihrer ganzen Studienzeit, sich auf einer inländischen Universität zu inskribieren, und zu Hause zu bleiben. Nur sehr begüterte Eltern sind imstande, ihren Söhnen das Studium an einer deutschen Universität zu ermöglichen. Die meisten müssen blutenden Herzens verzichten. Dieser Umstand bedeutet für uns Ostdeutsche in dieser Zeit der materialistischen, durch den Krieg besonders kultivierten Lebensauffassung eine große Gefahr. Tat doch gerade der frische Zug, der tüchtige Geist, den unsere Studenten bisher aus ihren auf deutschen Universitäten verlebten Studienjahren mit heimbrachten, unserem Geistesleben die wichtigsten Dienste.

Ich bin nun der Meinung, daß das unter uns bei einzelnen mehr oder minder angeammelte, oft sehr leicht erworbene Kapital nicht nur wirtschaftliche sondern auch ideale Ziele verfolgen muß. Genau so, wie die ev. sächsische Kirche eine nationale, eine Volkskirche ist, so müssen wir dahin wirken, daß von nun an, mehr denn je, das in unserem Volke vorfindliche Kapital nationalen und idealen Zwecken dienstbar gemacht wird. Wir müssen für Kirche und Schule opfern, — müssen aber dann auch darnach trachten, daß die Arbeit, die die Schule bis zur Reifeprüfung begonnen hat, auch wirklich voll-

endet wird. Man halte mir nicht vor, daß wir eine Überproduktion an Akademikern, an Literaten haben, daß wir darnach trachten müssen, mehr Kaufleute und Industrielle zu erziehen. Zugegeben, bis zu einem gewissen Maß. Die Zeiten sind längst vorbei, in denen es für einen Vater nichts Erstrebenswerteres gab, als seinen Sohn „studieren“ zu lassen, in denen die Mutter nichts sehnlicher wünschte, als ihre Tochter von einem „Doktor“ heiraten zu lassen. Der Krieg und die dadurch bewirkte Umwandlung auf wirtschaftlichem, sozialem Gebiete hat da grundlegende Änderungen hervorgerufen. Wohl aber müssen wir vorbedacht darnach streben, dem materialistischen Zug, der hier im Osten besonders kraft in Erscheinung tritt und uns ebenfalls zu infizieren droht, bewußt entgegenzuarbeiten, indem wir für geistige Arbeit das richtige Maß an Wertschätzung aufbringen, und geistige Arbeit nach jeder Richtung hin tatkräftig unterstützen. Dies die ideale Pflicht des auf materialistischem Gebiete erworbenen Kapitals. Als konkreten Vorschlag stelle ich folgendes zur Erwägung, richte nachstehende Aufforderung an die betreffenden Kreise:

Ungeachtet der geistigen Blockade, in der wir uns gegenwärtig befinden, ist es Pflicht des nationalen Kapitals mit allen Mitteln darnach zu streben, diese geistige Blockade zu durchbrechen und es dem Großteil unserer Hochschüler durch materielle Unterstützung wieder zu ermöglichen, auf deutschen Universitäten zu studieren. Ich bin überzeugt, daß diese Anregung in den verschiedenen Ortsgruppen, z. B. des Bundes der Industriellen, warme Aufnahme, so wie in Hermannstadt, finden wird. Ich bin überzeugt, daß die in den Handelsgremien vereinigte Kaufmannschaft sich ebenfalls anschließen wird. Bringt z. B. die Hermannstädter Ortsgruppe des B. d. Ind. und das Hermannstädter Handelsgremium je 30.000 Kronen jährlich auf, so besteht die Möglichkeit, je 6 Hochschülern durch Verleihung eines Stipendiums von 10.000 Kronen tatkräftig zu unterstützen. Pflanzt sich diese Bewegung auf die übrigen Städte fort, wird ein Aufatmen durch die Reihen unbemittelter Hochschüler gehen, — und der Zug nach dem Westen auf deutsche Universitäten frisch beginnen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben. Mit dem alten guten deutschen Hochschulgeist erfüllt werden unsere Jungen zurückkehren und den Westen uns näher bringen.

L i t e r a t u r

Deutsche Dichtung im Jahre 1919. Der Berichterfasser über deutsche Literatur ist heute noch in derselben Lage wie vor Jahresfrist. Dem Zufall der Bücherfendungen ausgeliefert, vermag er sich durch aus zweiter Hand geholte Kritiken mühsam ein Bild von den wesentlichen Erscheinungen auf diesem Gebiet zu machen. Ist nun nur dies Bild so verworren, oder sind es die Erscheinungen selber? Alle Stile, alle Qualitäten stehen da unvermittelt nebeneinander. Und der Effekt feiert seine Triumphe.

Die Lyrik bringt verspätete Kriegs- und aktuelle Gegenkriegsgebichte. Alles was an menschlichem Jammer während der Kriegszeit unterdrückt wurde, schreit jetzt gen Himmel. Am bedeutendsten davon ist wohl D e h m e l s Sammlung „Zwischen Volk und Menschheit“, das den ungeheueren ethischen Konflikt dieser Jahre im Erlebnis eines Mittkämpfers widerspiegelt.

Das Drama zeigt am besten den Charakter einer Zeit an. Und dieser Charakter ist heute expressionistisch, klassizistisch, romantisch — nur das eine nicht — realistisch. Der Verlag S. Fischer, einst Geburtsstätte und Wiege des Naturalismus, hat in einem Propagandaband „Die Erhebung“ einen praktischen und theoretischen Feldzug unter der Devise „Der Naturalismus ist tot“ unternommen. Da erscheint es wie eine Jugendarbeit aus früherer Periode, wenn Karl Schönher in „Marrenspiel des Lebens“ einen Arzt inmitten seines Spitals unter allen möglichen naturwahr gezeichneten Kranken in grauer Resignation den Tod suchen und finden läßt. Aber derselbe Autor ist in seiner „Kindertragödie“ formal ins Klassische, inhaltlich ins Typisch-Symbolische hinaufgestiegen. Und doch wirkt diese Dichtung noch immer natürlich gegen die Dramen des „fabelhaft fruchtbaren Könners und Machers“ Georg Kaiser, über dessen Stück „Gas“ ein sehr vorsichtiger Kritiker immerhin äußert: „Die Ästhetik und die Dramaturgie, beide stehen hier vor einem Werke, von dem es umzulernen oder doch die Unzulänglichkeit fest geprägter Erkenntnisse einzugestehen gilt.“ Von demselben Verfasser sind unter anderen noch aufgeführt worden „Von Morgens bis Mitternacht“, „Brand im Opernhause“, „Hölle, Weg und Erde.“ Dem ferner-

stehenden Betrachter schließen sich an ihn an — nach spärlichen Stilproben zu urteilen auch im Ausdruck — Paul Kornfeld in „Die Verführung“ und „Himmel und Hölle“, Rolf Lauckner „Der Sturz des Apostels Paulus“, Reinhard Goering „Die Seeschlacht“, „Der Erste“, „Scapa Flow“.

Während uns dies nur Namen und Titel sind, die wir hinschreiben, weil sie vielleicht einmal auch für unsere Leser von Bedeutung sein werden, können wir über zwei Stücke älterer Dichter etwas ausführlicher berichten. Das eine ist „Der weiße Heiland“ dramatische Phantasie von Gerhart Hauptmann. Es ist schwer über das Stück an und für sich zu urteilen, denn die starke Persönlichkeit des Verfassers steht spürbar dahinter. Hebbel läßt einmal fallen: „Die Ideen sind im Drama dasselbe, was der Kontrapunkt in der Musik; nichts an sich, aber Grundbedingung für alles.“ So kann man auch hier nicht eine fest umrissene und genau formulierte Idee herauslösen, aber der Widerspruch, der zwischen dem Geist des Christentums und seiner Erscheinung in der katholischen Kirche Spaniens liegt, die Tragik des allzu Gutgläubigen, des Schwärmers und Phantasten, der Zusammenstoß zwischen echter alter Kultur und brutaler Zivilisation geben dieser lässig dramatisierten Geschichte von der Täuschung und Hinrichtung des Toltekenkönigs Montezuma durch Ferdinand Cortez ihren tieferen Gehalt. Die Form ist nicht frei von Manier und Spielerei.

Zu sehr Gedanke und zu wenig Drama aber ist der „Faust“ von Ferdinand Avenarius, der den zweiten Teil Goethes bei Seite schieben, ersetzen will. Nach einer großen Wanderung Faustens durch verschiedene Epochen der Geschichte führt uns der Dichter das Zukunftsantlitz der Menschheit vor.

Und nicht im „Vorgefühl“ des Glückes tritt der höchste Augenblick ein, sondern im Sichbewußtwerden des der Welt immanenten höchsten Menschentums. Der Gedanke ist gewiß modern genug: im Erleben selbst den Wert des Lebens zu finden, aber auf zu sehr reflektierendem Wege erworben wirkt er mehr als Belehrung wie als Offenbarung.

Die epische Dichtung bewegt sich, sofern sie das Niveau der Unterhaltungsliteratur übersteigt, im Gebiet einerseits des poetisch Phanta-

stischen, andererseits des pathologisch-Selt-samen. Das stärkste Talent unter den Jungen scheint mir Otto Flake zu sein, der nach mehreren meist sehr differenzierten psycholo-gischen Romanen jetzt in der „Stadt des Hirns“ eine ganz neue Art der Darstellung überhaupt unternimmt, nämlich laut seinem Programme der „Souveränität“ des Künst-lers nicht das Leben nachschaffen, sondern das Schaffen selbst zum Leben machen will. Aus der unübersehbaren Fülle ganz guter Bücher seien genannt von Älteren Hermann Hesses „Märchen“, Paul Ernsts Novellen-sammlung „Der Nobelpreis“, Ricarda Huchs Kriminalroman „Der Fall Deruga“; von Jüngern Shaddäus Kittners „Das Zimmer des Wartens“, Josef Pontens „Der Baby-lonische Sturm“, Karl Sternheims „Chronik

von des 20. Jahrhunderts Beginn“. Aber wieder scheint es, als ob die Deutschen einem „Jean Christophe“ von Romain Rolland oder den Schöpfungen der großen Lager-löf unmöglich Ebenbürtiges an die Seite stellen könnten.

Diese kurze Übersicht muß genügen. Man hat den Eindruck, als ob trotz aller großen Gebärden nichts Besonderes in der Literatur „passiert“ sei. Die fortschreitende Verarmung der geistigen Arbeiter wird gewiß auch auf diesem Gebiet einen Rückgang der Qualität hervorrufen. Die Proletarisierung der Kunst wird Fortschritte machen. Nur ein Trost ist: das ist die Tatsache, daß Goethes „Faust, erster Teil“ zur Zeit von Deutschlands tief-ster Erniedrigung erschien. B. C.

Theater, Musik und Vortragswesen

Vortragswesen in Kronstadt. Der Schauspieler Hermann Czell veranstaltete einen zweiten literarischen Vortragsabend. Der war diesmal der allumfassenden Liebe gewidmet. Während der vorige Abend der Mystik, dem Geheimnisvollen gehörte, also von vornherein unter einen Gesichtspunkt gestellt war, der den meisten Zuhörern fremd schien, ist diesmal die Wirk-lichkeit voll in ihre Rechte getreten. Das Programm zeigte auch hier wieder den feinen Geschmack des Vortragenden. Von Bocaccio über Bürger und Goethe zu Wedekind: ein Stück Sittengeschichte! Czell ist eigentlich als Charakterdarsteller für die ernste, gedankenschwere Muse begabt, trotzdem zeigte sich auch hier eine ausge-glichene, völlig auf der Höhe stehende Vor-tragskunst. Zumal Bocaccio, der von seiner

Unübertrefflichkeit im Laufe der Jahrhun-derte nicht einen Deut eingebüßt hat und in entzückender Jugendfrische dasteht, war ein Meisterstück; Unter den jüngern Dichtern ragte Liliencron mit seinem „Gewitter“ besonders hervor. Ginzey ist ungenießbar trotz besten Vortragens.

Für halbwüchsige Jugend beiderlei Ge-schlechtes war der Abend nicht bestimmt. Der lockere Ton mancher Dichtungen war nur für Erwachsene gewählt. Immerhin ist es ein überaus erfreuliches Zeichen, daß sich bei uns in Kronstadt das Publikum immer mehr vom Inhalt an sich emanzipiert und die künstlerische Gestaltung als oberstes Gesetz aller Dichtung empfindet, daher sich nicht an etwas kühnen Gedankenreichen stößt. Wir können Czell für seine Gaben nur den Dank aussprechen. Hk.

Bildende Kunst

Bilderausstellung Hans Hermann in Kronstadt. Der Theorienkomplex der neu-zeitlichen Kunstbestrebungen weist in starker Ablehnung der Überlieferung auf Ent-wicklungsmöglichkeiten, die dem Verständnis vieler Außenstehenden verschlossen zu bleiben scheinen.

In dieser Welt der Theorien erscheint die Jungkunst als Resultat fortschreitender Entwicklung der Kunstbegriffe, und inner-

halb des Künstlerindividuums als Ergebnis des Arbeitsweges Naturalismus-Expres-sionismus-Kubismus-Futurismus usw.

Und doch ist die Prämisse dieses Neuen die Tradition, und es müßte, soll man diese Entwicklung als naturgemäß bezeichnen, die neue Kunst das Endglied des gezeichneten Weges innerhalb der Tätigkeit jedes Künst-lers bilden.

Die Theorie scheint aber dort durch-

brochen, wo sich Experimente zeigen, denen die Präsumtionen der Entwicklungstheorie im Einzelindividuum fehlen, wo wir es mit Höchstfunstercheinungen zu tun haben, die mit viel Geiste zum Gipfelschwung ansetzen, ohne den Anstieg auch nur begonnen zu haben. Und es ist schlechterdings in manchen Fällen nicht leicht, Irreführungskünste von Qualitätserscheinungen mit Sicherheit zu unterscheiden.

Die Ausstellung Hermann zeigt solche Tendenzen nicht. Barocke Bestrebungen, dunkle Andeutungen und Wünsche liegen ihr fern. Wir sehen in ihr vielmehr ein Talent, dem die Ehrlichkeit, die freudersfüllte Arbeit und dabei schaffende Mühe den Stempel aufdrückt. Eine Individualität mit dichterischem Schauen, deren Wollen aber dem Können bisnoch weit voraus ist.

Denn ich will es gleich vorweg festlegen, daß mich die Persönlichkeit des Ausstellers sehr erwärmt hat, als sein bisheriges Schaffen, daß ich eine große Lust sehe zwischen den positiven Leistungen und den beinahe ekstatisch anmutenden Äußerungen des Ausstellers.

Und wiederum erscheint mir darin die Hoffnung auf eine nicht stagnierende Entwicklung, als deren Basis ich das Bisherige gerne ansehen will, begründet.

In den jetzigen Arbeiten liegt noch zu viel Beengtheit der Auffassung, uninteressantes vulgäres Kolorit, kleintliche Konzeption, Monotonie des Ausdrucks, als daß man sie bereits als Manifestation seiner Reife annehmen könnte.

Der Aussteller mag seinen Weg immerhin getrost gehen. Die Modulation zu gesteigerter Qualität wird aus seinen noch latenten Eigenschaften, aus seiner Arbeitsintensität, und aus seinem Willen gleichsam gesetzmäßig erfolgen. Dr. Alfred Wittling.

Ein alter Brunnen. (Hiezu unser Titelbild.) Im April dieses Jahres ward auf dem großen Ring in Hermannstadt die alte eiserne Brunnenlaube wieder aufgestellt, die fast hundert Jahre diesen Platz zierte und im Jahre 1894, bei Einführung der neuen Wasserleitung, entfernt worden war. Der öffentliche

Brunnen auf dem großen Ring kann auf eine fast vierhundertjährige Vergangenheit zurückblicken. 1538 ließ der Hermannstädter Königsrichter Matthias Armbruster, der Schwiegervater und Amtsvorgänger Georg Huets und Großvater des berühmten Sachsengrafen Albert Huet, ein schönes Bronzerohr mit vier Ausläufen für diesen Brunnen gießen. Dieses Bronzerohr stand in einer weiten Steinschale, in die das Wasser hinabplätscherte. Ende des achtzehnten Jahrhunderts ward der Brunnen erneuert und bei dieser Gelegenheit ließ der reiche Lederermeister Anton Fieltek 1798 die schöne eiserne Brunnenlaube über dem alten Brunnen errichten, die nun wieder erstanden und von L. Schullerus meisterlich im Bilde wiedergegeben ward.

Die Brunnenlaube, die sich auf einem quadratischen Betonunterbau erhebt, besteht in ihrem Hauptteil aus Stabeisen, das nach oben hin mit Schiffsblättern aus Eisenblech belebt wird. Aber dem Gitter schwingen sich vier gebogene Eisenstäbe, die ein Storchnest tragen, auf dem ein Storch mit einer Schlange im Schnabel steht. In der Mitte des Brunnenbeckens unterhalb der eisernen Brunnenlaube steht wieder jenes alte, von M. Armbruster gestiftete Bronzerohr, das mit Blattornamenten geziert und mit dem Namen des Stifters und der Jahreszahl 1538 versehen ist.

So gefällig nun die ganze Brunnenanlage ist, so kann doch auch nicht geäußert werden, daß sie auf ihrem jetzigen Standorte als Gegenstück zur Barockstatue des heil. Nepomuk etwas dürftig wirkt. Der Brunnen ist zu klein für den weiten Raum. Früher stand dieser Brunnen in dem Zwickel des Platzes, der sich gegen die Reisporgasse hin bildet. Dort wirkte er viel intimer. Unser alter Schmiedemeister hatte ihn mit vielem Geschick dorthin entworfen. Das Abrücken von dieser Stelle hat den Brunnen nicht unwesentlich um seine harmonische Wirkung gebracht. Indessen ließe sich diese einigermaßen wieder herstellen, wenn der Brunnen mit hochstämmigen Lindenbäumen umpflanzt würde. Immerhin muß man sich freuen, daß dieses Werk sächsischen Kunstgewerbes wieder ans Tageslicht gezogen wurde!

E. S.



Vereine

Die Hermannstädter deutsch-sächsische Frauenvereinigung. Ihre Tätigkeit und ihre Ziele. Als es vor mehr als Jahresfrist hier den Anschein hatte, als ob den Frauen das allgemeine politische Wahlrecht gegeben werden würde, hielt man es für notwendig, für die sächsischen Frauen eine Organisation zu schaffen, die es ihnen ermöglichen, im Rahmen unserer großen Volksorganisation und mit dieser zusammen zu arbeiten und durch Ausnützung aller, auch der schwachen Kräfte, dem Ganzen doch eine nicht unwesentliche Hilfe zu sein. — Zwar ist das Frauenwahlrecht damals bald von der Tagesordnung abgesehen worden, aber der Gedanke die sächsischen Frauen durch eine straffere Organisation zur Mithilfe an völkischer Arbeit heranzuziehen, konnte um so weniger fallen gelassen werden, als es ja doch nur eine Frage der Zeit ist, wann wir Frauen das politische Wahlrecht bekommen werden. Heute drängt die ganze Entwicklung des politischen Lebens der Staaten und unseres Staates darauf hin, die breitesten Schichten dieses Rechtes teilhaftig werden zu lassen, da geht es doch nicht mehr lange an, die eine Hälfte der Menschheit einfach auszuschalten.

Es war ein Zeichen, daß die Bewegung, die zur Schaffung unserer Vereinigung führte, im Grunde eine Folge von Gedanken war, die in der Zeit liegen und die hier und dort und beinahe gleichzeitig überall auftauchen, daß in verschiedenen Kreisen an einen solchen Zusammenschluß gedacht worden war. — Gelegentlich der Frauenvereinsversammlungen sprach man davon. Frau Dr. Else Sigerus hielt im Anschluß an einen Frauenabend im Mädchenschulsaal eine diesbezügliche Ansprache, ebenso wurde in den Nachbarschaften das Interesse dafür wach. Alle diese Anregungen faßte schließlich der sächsische Nationalrat zusammen und berief im Juni 1919 eine Frauenversammlung ein, einmal mit Rücksicht auf das eventuell bald zu erwartende Frauenwahlrecht, diesem vorzuarbeiten, gleichzeitig aber auch um alle diese Strömungen in eine national-sächsische Bewegung zusammenzufassen. In dieser Versammlung, die von beiläufig 50 Frauen — Vorsteherinnen und Vertreterinnen der Frauenvereine, der Nachbarschaften und andern — besucht war, hielt Fräulein Adele Jay aus Kronstadt, gewiß die Verufenste

und die auf dem neuen Gebiet mit rechtem Weitblick ausgerüstete Volkserzieherin einen Vortrag über „Die Frau im öffentlichen Leben“, über ihre Rechte und Pflichten.

Darauf wurde beschlossen eine Frauenvereinigung zu gründen, die als Vertretung aller sächsischen Frauenkreise Hermannstadts gelten könne und die in Fühlungnahme mit den bestehenden Frauenvereinen und Nachbarschaften eine intensivere Arbeit auf sozialem Gebiete anstreben sollte, die aber andererseits auch berufen wäre eine Verbindung herzustellen zwischen diesen und dem sächsischen Nationalrat, als dem Träger der politischen Führung unseres Volkes.

Infolge dieses Beschlusses wählte die Versammlung einen Dreierausschuß zu seiner Ausführung, und zwar: Fräulein Gräfer, Frau Dr. Horwath und Frau Dr. Else Sigerus.

Nach den Vorschlägen dieses Ausschusses ist dann tatsächlich die gegenwärtige deutsch-sächsische Frauenvereinigung zu Stande gekommen. Ihr gehören 16 ordentliche und 4 Ersatzmitglieder an, die von den fünf Frauenvereinen: Frauenheim-, Kinderschul-, Kronradwiesens-, Mädchenschul- und ev. Ortsfrauenverein, den Nachbarschaften, Lehrerinnen, Handelsangestellten und Pflegschwestern entsendet werden.

Die konstituierende Versammlung fand am 28. Juli 1919 unter dem Vorsitz von Fräulein Adele Jay statt. Diese Versammlung wählte sich einen Vorstand bestehend aus der Vorsitzerin; Frau Berta Bock; deren Stellvertreterin: Fräulein Hermine Connert; der Schriftführerin: Fräulein Minna Brückner; deren Vertreterin: Frau Dr. Else Sigerus.

Darauf wurden die Gesichtspunkte aufgestellt, welche die Grundlage aller weiteren Sitzungen bildeten und die in ihrer heutigen Fassung am 25. Juni d. J. seitens einer sehr stark besuchten allgemeinen Frauenversammlung einstimmig angenommen worden sind.

Das Arbeitsprogramm der Vereinigung umfaßt:

1. Völkische Arbeit. Heute zunächst hauptsächlich Aufklärungsarbeit;
2. Förderung und Mitarbeit an jeder sozialen Arbeit;
3. Schließlich die Anbahnung eines Zusammenschlusses aller sächsischen Frauen Siebenbürgens und weiterhin aller deutschen Frauen Groß-Rumaniens.

Die völkische Arbeit setzte damit ein, daß die Vereinigung an den Hermannstädter Kreisauschuß herantrat mit dem Ersuchen, auch Frauen zu denselben hinzuzuziehen. Diesem Ansuchen Folge gebend, beauftragte der Kreisauschuß die Vereinigung acht Frauen als Vertreterinnen in den Kreisauschuß zu entsenden.

Die Vereinigung wählte in den I. Wahlkreis: Frau Dora Brandsch, Frä. Minka Bruckner, Frau Hilda Schullerus und Frau Dr. Else Sigerus;

in den II. Wahlkreis: Frä. Hermine Connert, Frä. Dr. Hedwig Konnerth, Frau Mathilde von Hochmeister (an deren Stelle, da sie zurücktrat später Frau Dörr) und Frau Pissel.

Diese Vertreterinnen haben es übernommen, nach jeder Sitzung des Kreisauschusses der Vereinigung in ausführlichem Bericht über die Verhandlungen ein Bild der wichtigsten Fragen zu geben, die da berührt werden.

Ein wichtiges Ereignis war für die Vereinigung der Sachsentag in Schäßburg November 1919, zu welchem sie zehn Vertreterinnen entsendet hat. Als Sprecherin hat Frä. Dr. Hedwig Konnerth dort die Wünsche der Vereinigung betreffend die Abänderung einiger Punkte der Vorlagen zum neuen sächsischen Volksprogramm vorgebracht. (Es handelte sich darum, den Frauen die Zuziehung zu völkischer Arbeit in Orts- und Kreisauschüssen zu sichern.) Es ist ja bekannt, daß auf diesem Sachsentag über Vorschlag der Führer unseres Volkes die Teilnahme der Frauen an allen Körperschaften unserer Volksorganisation grundsätzlich zugestanden wurde.

Als Vertreterin in den Volksrat hat die Vereinigung Frau Präsekt Dörr, als ihre Stellvertreterin Fr. H. Schullerus bestimmt. Frau Dörr hat nach den beiden Tagungen des Volksrates der Vereinigung in überaus klarer übersichtlicher Weise Bericht erstattet über die dort verhandelten Aufgaben und Arbeiten.

Sehr am Herzen liegt der Vereinigung die politische Aufklärung der Frauen. Es handelt sich darum, bei unseren Frauen Interesse und Verständnis zu wecken für die schwere und verantwortungsvolle Arbeit, die unsere Volksführer auf sich genommen haben, um unserem Volk den Lebensraum zu schaffen und zu erhalten, der es ihm er-

möglichen wird in seiner uns so teuren Eigenart — der sächsischen Treue und Zuverlässigkeit, der Tüchtigkeit und Ordnungsliebe gerade auch dem neuen Staate, dem es nun angehört, wie wir meinen, ganz besonders wertvolle Arbeit zu leisten.

Diesem Zwecke dienten eine Reihe von Vorträgen, zu denen sich in sehr dankenswerter Weise Herr Senator Schullerus, die Abgeordneten Brandsch und Dr. Hans Otto Roth und Herr Buertmes zur Verfügung gestellt hatten. Aber den Sachsentag sprachen Herr Dr. Connert und Herr Gutt.

Außer diesen Vorträgen zur Einführung in politische Arbeit veranstaltete die Vereinigung auch solche allgemein aufklärenden Charakters. Es sprachen über „Kinderschutz“ Herr Dr. Vorsche, über „Frauenberufe“ Frä. M. Bruckner, über „Säuglingspflege“ und „Kinderkrankheiten“ Herr Dr. Eitel, über „Körperpflege der Frau“ Herr Dr. Hochmeister und über „Geschlechtskrankheiten“ Frä. Dr. Hedwig Konnerth.

Gelegentlich der Sammlung die für „Wiener“ hat sich die Vereinigung gern in den Dienst der Sache gestellt. Und in diesem Sommer werden nun hoffentlich recht viele hungerige „Wiener Kinder“ sich bei uns nun Lebenskraft und Gesundheit holen, und gestärkt und gekräftigt wieder heimzukehren.

Über Anregung der Vorsitzenden Frau Bertha Voß ist die Petition um rasche Heimbeförderung der in russischer Gefangenschaft leidenden Sachsen beschlossen worden und Tausende von Unterschriften in allen sächsischen Städten gesammelt worden. Die beiden Bittschriften sind an die Regierung und an den „Weltfrauenbund“ in der Schweiz (Genf) abgesendet worden und werden hoffentlich mit dazu beitragen, endlich das Los dieser armen unglücklichen Söhne unseres Volkes zu bessern.

Was die Anbahnung einer Vereinigung aller sächsischen Frauen Siebenbürgens betrifft, so sind bis jetzt erst die Städte ganz für die Sache gewonnen. In unseren Schwesterstädten haben sich schon überall ähnliche Vereinigungen gebildet und wir konnten gelegentlich des Volksrates in unsere Mitte je eine Vertreterin von Bisotriß, Elisabethstadt, Kronstadt, Mediasch und Schäßburg begrüßen, die alle von eifriger und froher Tätigkeit zu erzählen wußten. Allen voran wohl Kronstadt und Mediasch. Dort ist auch

schon ein Zusammenhang mit dem Lande gefunden, der bei uns leider bisher noch nicht geschaffen wurde.

Die Frauen auf dem Lande bewahren vorläufig noch eine kühl ablehnende Haltung unseren Bestrebungen gegenüber. Ich glaube, daß dieses auf einem Mißverständnis beruht. Sie haben eine unklare Vorstellung über unsere Ziele und es wird eben ein Teil der zu leistenden Arbeit der Vereinigung sein, darüber aufzuklären.

Sehr erfreuen muß uns daher, daß unsere nahe Marktgemeinde Seltau im Rahmen ihres evang. Ortsfrauenvereins eine eigene deutsch-sächsische Frauenvereinigung geschaffen hat.

Es gibt ja vielleicht kaum eine sächsische Frau, die nicht mit warmer Liebe an ihrem Volke hängt, aber es gibt viele Frauen, die glauben, es sei nicht nötig sich um Dinge zu kümmern, die bisher nicht in das alt-hergebrachte Arbeitsgebiet der Frau gehört haben. Vielleicht ist es ein bißchen Gleichgiltigkeit, vielleicht eine große Bescheidenheit, die viele davon abhält, sich auf ein ihr bisher fremdes Gebiet zu wagen. Und doch beginnt es zu tagen.

Die große Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen ist ja eine bekannte Erscheinung der Gegenwart. Wir wollen uns von ihr nicht soweit zermürben lassen, daß wir in Bitterkeit vergehen, — wir wollen im Gegenteil das Auge offen halten und um uns sehen, wo wir mit Hand anlegen können, um zu bessern. Wenn die Unzufriedenheit zum Anlaß wird, daß wir mit allen Kräften eintreten in die Arbeit für die Erhaltung unseres Volkes, dann wollen wir sie als Anregerin zum Fortschritt begrüßen. Und da werden sich wohl doch alle sächsischen Frauen zu uns bekennen, denn wir wollen ja nicht für die Rechte der Frau als solcher eintreten, wir sind keine Frauenrechtlerinnen, wohl aber glauben wir, daß die Zeit gekommen ist, wo wir mit eigenem Verantwortungsgesühl an die Seite der Männer des Volkes treten müssen und nach besten Kräften und nach bestem Wissen eintreten müssen für alles was unserem Volk — also auch uns zu eigen ist.

Daß die 28. Landeskirchenversammlung den Frauen einen gewissen Anteil an der Arbeit

der Kirche gegeben hat, müssen wir froh begrüßen. Schon die erste Wahl, bei der auch Frauen mitzuwählen hatten, die Wahl der Vertreter für die Bezirkskirchenversammlung, von denen eine weiblichen Geschlechts sein durfte, hat gezeigt, daß in allen unseren Städten die Beteiligung der Frauen an der Wahl eine sehr rege war. In die Landeskirchenversammlung ist leider nur aus 3 Bezirken auch eine Frau entsendet worden. In Hermannstadt Fräulein Luise Schiel, die vielverdiente Vorsteherin des Kinderschutzbereichs. Sobald nun die Neuwahlen in unserer Landeskirche stattfinden, wird es Pflicht der Frauen in allen größeren Gemeinden und Städten sein, sich der Wichtigkeit der Sache bewußt zu sein und der Verantwortung dafür, daß in Gemeindevertretung und Presbyterium die tüchtigsten Leute ihren Sitz erhalten.

Ich meine durch die Zuziehung der Frau in die kirchliche Arbeit ist ein neuer Beweis erbracht dafür, daß es eine Pflicht für uns geworden ist, nicht nur über die Härten der Zeit zu klagen, sondern einzutreten in die Reihen der Kämpfer für eine bessere Zukunft.

„Knüpf' deinen Wagen an Sterne, dann spürst du nicht so sehr die Unebenheiten der Straße.“

Wir wollen unseren Wagen anschließen an die sächsische Volksorganisation, wir möchten unseren Blick richten auf die Nöte des Volkes, wir möchten mithelfen, daß diese gemildert werden — sei es im Wege nachbarschaftlicher treuer Hilfe, — sei es indem wir schwachen alten Frauen ein Heim bieten, sei es indem wir Kranke pflegen, Schulen bauen, an Schulen unterrichten, sei es indem wir uns der armen vielen kleinen Kriegswaisen und verlassenen Kinder annehmen, oder auf wirtschaftlichem Gebiet mithelfen, sparsam und praktisch mit wenigem viel zu leisten, das ist überall ein Mitgehen und Mitarbeiten an den Aufgaben zur Erhaltung unseres Volkes. Nun aber wollen wir, da der Ruf an uns ergangen ist, mitraten und mitbeschließen in Fragen der Volksgesundheit, der Volkerziehung, der Volksbildung, der Volkswirtschaft usw. — Und ich meine, indem wir diese großen Nöte ins Auge fassen, lernen wir vielleicht die eigenen Nöte leichter tragen.

Germine Uz v. Straußenburg.

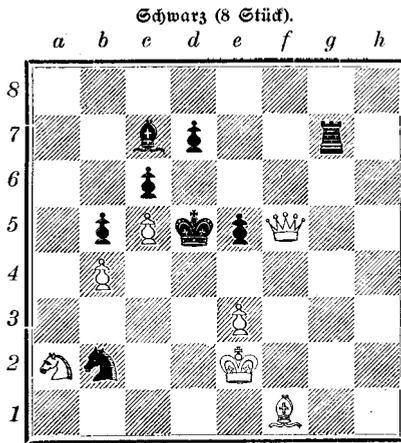


Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

Problem 13

Von Fried. Frank in Baaken bei Mediasch.



Weiß (7 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Wir veröffentlichen hiermit das Erstlingswerk eines einheimischen Komponisten, das schon von einer sehr hübschen Begabung für die holde Problemerkunst zeugt und im Verein mit andern uns eingesandten Problemen zu gewissen Erwartungen berechtigt. In Friedrich Frank hat also nun auch die Mediascher Gegend ihren Schachproblemdichter; gibt es keine im Nösnerland, im Banat, in der Bukowina, in Bessarabien?

Originalkompositionen und Lösungen mit Angabe sämtlicher Varianten sind, auf der Adressseite mit dem Vermerk „Schach“ versehen, bis zum 10. August an Dr. Alfred Roth, Hermannstadt, Honterusgasse 9 einzusenden. Einführung in das Schachproblemwesen s. Ostland I. Jahrgang, II. Heft.

Mitteilungen der Schriftleitung

Deutscher Ferienhochschulkurs in Hermannstadt: Das Programm des vom 10. bis 24. August l. J. in Hermannstadt stattfindenden Hochschulkurses ist in großen Zügen folgendes:

- I. Wissenschaftliche Vorlesungskurse der Czernowitzer Universitätsprofessoren;
- II. Vorträge aus dem wissenschaftlichen Leben der Siebenbürger Sachsen;
- III. Vorträge des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt;
- IV. Führungen durch Sehenswürdigkeiten von Hermannstadt und Umgebung;
- V. Bilderausstellung;
- VI. Konstituierende Versammlung des Hochschulbundes der Südostdeutschen;
- VII. Gesellschaftliche Veranstaltungen;
- VIII. Gebirgsausflüge.

Es wird gebeten, die Teilnahme an dem Kurse unter vollständiger Angabe der Adresse dem Ausschuss für Ferienhochschulkurse in Hermannstadt, Sporergasse 3 (Moderne Bücherei), möglichst bald anzumelden und anzugeben, ob freies Quartier und ermäßigtes Mittagessen gewünscht wird oder nicht.

Die Teilnehmerkarte A berechtigt:

- a) Zu freiem Besuch sämtlicher Vorlesungen, Vorträge, Führungen.

b) Zum Lösen ermäßigter Karten für einzelne gesellschaftliche Veranstaltungen.

c) Zum Anspruch auf ein Exemplar der von dem Ausschuss für Ferienhochschulkurse herausgegebenen Festschrift.

d) Zur Inanspruchnahme freier Unterkunft in Internaten und ermäßigten Mittagessens.

Preis der Teilnehmerkarte A für Lehrer, Hochschüler, Abiturienten, Schüler einer Mittelschule von der 8. Klasse aufwärts, Mitglieder der Modernen Bücherei und des Hochschulbundes der Südostdeutschen 100 Kronen, für alle anderen 130 Kronen.

Die Teilnehmerkarte B berechtigt nur zu den unter Punkt a) bis c) genannten Ansprüchen.

Preis der Teilnehmerkarte B für Lehrer, Hochschüler, Abiturienten, Schüler einer Mittelschule von der 7. Klasse aufwärts, Mitgliedern der Modernen Bücherei und des Hochschulbundes der Südostdeutschen 70 Kronen, für alle anderen 100 Kronen.

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Dr. Richard Csaki, Hermannstadt.

Anschrift der Schriftleitung:
Hermannstadt, Sporergasse 3, I. Stock

Druck und Verlag von W. Kraft, Hermannstadt.

Zensuriert durch: Cenzura Sibiu.

WIEGENLIEDCHEN

ANNA SCHULLER-SCHULLERUS

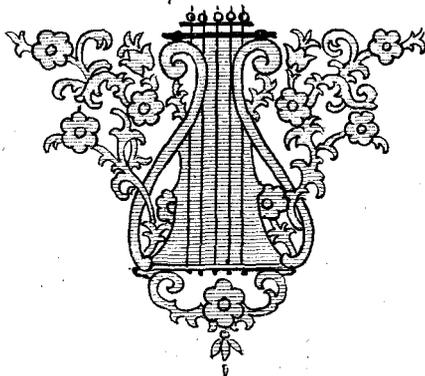


LIED FÜR EINE MITTLERE
SINGSTIMME MIT
PIANOFORTEBEGLEITUNG

VON

B. BOCK

Op. 12. Nr. I.



WIEGENLIEDCHEN.

Lento.

Grossmütterlein singt:

A. Schuller-Schullerus.

(Die rechte Hand durchgehends pp, fliegend, zart.
Die linke Hand etwas schwer, den Rhythmus markierend.)

(I. u. II. Stroffe:) Schla- fe, schla- fe, klei-ner Sach-sen kna-be,

schla- fe, schla- fe, { I. Ya-ter ist im Krieg.
II. Ah- ne wacht bei dir.

Muss-te von uns ge- hert, hat dich nie ge- se- hen,
Kü- tet dei- nen Schlu- mer, weiss noch nichts von Kummer,

Vö- glein soll ihn grü- ssen, flieg' mein Vö- glein
weiss noch nichts vom Fein- de vor der Hei- mat

flieg' Tür. III. Schla- fe, schla- fe,

klei- ner Sach- sen = kna- be, schla- fe,

schla- fe, wer- de stark und gross

Werd' ein wa- chrer Mü- ter dei- ner Hei- mat-

The first system of the musical score consists of a vocal line on a single staff and a piano accompaniment on two staves. The vocal line begins with a treble clef and a key signature of three flats. The lyrics are written below the notes. The piano accompaniment features a complex rhythmic pattern in the right hand and a simpler bass line in the left hand.

gü- ter, Ah- ne schläft dann ru- hig

The second system continues the musical piece. The vocal line and piano accompaniment are consistent with the first system. The lyrics continue across the measures. The piano accompaniment includes some dynamic markings and phrasing slurs.

in der Hei- mat Schoss. Schoss.

I. II.

pp

The third system concludes the piece. It features two endings for the vocal line, labeled 'I.' and 'II.'. The piano accompaniment also has two endings. The first ending leads back to the beginning of the system, while the second ending concludes the piece. The piano accompaniment includes a 'pp' (pianissimo) marking in the second ending.

Robert Keltermann & Cie.

.....

Hermannstadt
Schlangengasse 37

Import-Export

New-York
U. S. A.

.....

Vertreter Welt- und Großhandlungshäuser,

in Chemikalien, Drogenartikeln, Wein, Spiritus, Essig, Essig-
essenzen 80%, ferner in amerikanischen Artikeln prompt
schiffbar u. zw. alle Arten von Nahrungsmitteln, wie Getreide,
Mehl, Kaffee, Kakao, Reis, Kondensmilch, getrocknete Früchte,
Honig, Glucose, Malz, eßb. Fette und Öle, Haushaltungs- und
Industrieseifen. Öle für Seifenfabrikation, Harz- und Terpentinöl.
Alle Grade und Arten von Paraffin, Carnauba- und Bienen-
wachs, Baumwolle und Baumwollwaren. Leder für alle Zwecke
und Gerbextrakte. Rohgummi, Automobilreifen und Schläuche.

Waggonweise Bestellungen nimmt entgegen
□□□□□□□□□□ obige Firma. □□□□□□□□□□

* Reellste Preise. * Solideste Bedienung. *

Übernehme Vertretung auf eigene Rechnung
leistungsfähiger Firmen für Großrumänien.